

Achtzehnter Bericht

der

Philomathie

in

Neisse

vom April 1872 bis zum Mai 1874.

NEISSE.

Verlag der Graveur'schen Buchhandlung
(G. Neumann.)

Druck von A. Letzel.
1874,



06.053/06.055.5 (061.2)(04)

Bey Phil.

3303 D/XVIII

EH3

3307.D'

'Εὰν ης φιλομαθής, ἔνη πολυμαθής·

Isocrates.

In h a l t.

	Seite.
Chronologisches Verzeichniss der Mitglieder	I—III
Der Vorstand der Philomathie	III

A b h a n d l u n g e n.

1. Probe einer Uebersetzung des Thucydides (Thuc II, c. 35—46. Leichenrede des Pericles), von Dr. Julius Zastrau, Gymnasialdirector	1— 7
2. E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewussten, von Dr. Ernst Melzer, Realschullehrer	8—35
3. Ueber die sanitätspolizeiliche Sorge für die Pflege und Erziehung der unehelichen Kinder, von Dr. Wolff, Stabsarzt	36—52
4. Die deutsche Idylle, von Friedrich Grauer, Rechtsanwalt	53—67
5. Nekrolog des Herrn Professor und Oberlehrer Kastner, von Austen, Gymnasiallehrer	68—71

Verhandlungen, resp. Angabe der gehaltenen Vorträge.

1. Schläger: Ueber den 2. Theil von Göthes Faust, den 23. April 1872; 34. Stiftungsfest	72
2. Löbbecke: Von den Entfernungen der Himmelskörper und dem Venusdurchgange am 8. December 1874, den 14. Mai 1872	72—76
3. Tilike: Ueber den Landknecht, den 13. Juli 1872	76
4. Sondhauss: Ueber die Cohäsion der tropfbaren Flüssigkeiten mit Experimenten, den 3. October 1872	76
5. Tannert: Ueber die Frage: Ist die Beseitigung der Mahl- und Schlachtsteuer wünschenswerth? — den 30. October 1872	77
6. Hoffmann: Ueber die griechischen Frauen im Spiegel der griechi- schen Poesie, den 21. November 1872	77—78
7. Melzer: Ueber E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewussten, den 19. December 1872 (cfr. S. 9—35)	78
8. Hannig: Ueber die französische Expedition nach Mexiko, den 23. Juni 1873	78
9. Blasel: Ueber das Leben des Pythagoras, den 8. Februar 1873	78
10. Grauer: Ueber die deutsche Idylle, den 6. März 1873 (cfr. S. 53—67.)	
11. Winkler: Ueber Lassalle als Socialisten, den 3. April 1873	78

II.

Seite.

- | | |
|---|-------|
| 12. Zastrau: Ueber Aristophanes Wolken mit einer Einleitung über die alte attische Komödie, den 28. April 1873; 35. Stiftungsfest | 79 |
| 13. Rose: Ueber den sogenannten Zahn der Zeit, mit Experimenten; ausserdem über einen japanesischen Metallspiegel, den 29. Mai 1873 | 79—80 |
| 14. Kössler: Ueber den Bau der Sonne, den 26. Juni 1873 | 80—81 |
| 15. Stern: Historische Rückblicke auf medicinische Charlatanerie unseres Jahrhunderts. | 81 |
| 16. Giese: Schiller, der Priester des Schönen | 81 |
| 17. Austen: Ueber den Geschichtsschreiber Macaulay | 81 |
| 18. Wolf: Ueber die sanitätspolizeiliche Sorge für die Pflege und Erziehung der unehelichen Kinder (cfr. S. 36—52) | 81 |
| 19. Proske: Ueber die letzte Katastrophe im Feldzuge 1870 71 | 82 |
| 20. Löbbecke: Ueber den Einfluss des Mondes auf die Erde | 82—86 |
| 21. Melzer: Ueber die deutsche Kaiseridee und deren historische Entwicklung | 86 |

III.



Chronologisches Verzeichniß der Mitglieder vom April 1872 bis Mai 1874.

- Herr Dr. Kasper, Sanitätsrath und Kreisphysikus, 16. October 1842.
„ Scholz, Justizrath, 8. April 1845, † 18. Februar 1874.
„ Gabriel, Justizrath, 4. Mai 1847, † im Juni 1873.
„ Kutzen, Oberbürgermeister, März 1848, † im April 1874.
„ Dr. Zastra, Director des Gymnasiums, 6. Juni 1848.
„ Dr. Hoffmann, Professor und Gymnasiallehrer, 6. Juni 1848, ausgeschieden Ende December 1873.
„ Dr. Bauer, Oberlehrer an der Realschule, 10. October 1848, ausgeschieden 30. April 1874.
„ Ernst, Apotheker und Stadtältester, 3. Juni 1849.
„ Jäckel, Schulvorsteher, 26. März 1851.
„ Dr. Hanuschke, Sanitätsrath in Ottmachau, 29. Mai 1851.
„ Dr. Felsmann, praktischer Arzt, 30. November 1851.
„ Dr. Sondhauss, Director der Realschule, 17. September 1852.
„ Dr. Stenzel, Garnison- und Ober-Stabsarzt a. D., 10. April 1856.
„ Beckmann, Apotheker, 26. October 1856.
„ Gerlach, Staatsanwalt, 13. November 1858.
„ Dr. Skutsch, praktischer Arzt, 23. November 1858.
„ Baron von Seherr-Thoss, Landrath, 21. September 1859.
„ Dr. Thilo, praktischer Arzt, 27. Januar 1861.
„ v. Gropp, Premier-Lieutenant, Januar 1866, versetzt nach Belfort im October 1872.
„ Hinze, Buchhändler, 29. October 1866.
„ Stolte, Major, 15. Juni 1867.
„ Schläger, Major, 15. Juni 1867, versetzt nach Brieg Ende April 1872.
„ Engelbrecht, Kreisgerichtsrath, Juli 1867, ausgeschieden 23. April 1873.
„ Dr. Fry, Lehrer an der Realschule, December 1867, ausgeschieden 23. April 1873.
„ Thomassin, Premier-Lieutenant, Januar 1868.
„ v. Colomb, General-Lieutenant, Februar 1868, versetzt als Commandant nach Cassel im Februar 1874.

II.

- Herr Dr. Schneider, praktischer Arzt in Mogwitz, April 1868.
„ Rose, Reallehrer, April 1868.
„ Schleiter, Hauptmann, Mai 1868.
„ Dr. Regenbrecht, Oberstabs- und Regimentsarzt, Mai 1868.
„ Lonicer, Kreisgerichtsrath, Juli 1868, versetzt im Juli 1872.
„ Dr. Adam, Oberlehrer an der Realschule, 21. October 1868, versetzt als Oberlehrer nach Wongrowitz October 1873.
Tilike, Premier-Lieutenant, 21. October 1868.
Dr. Melzer, Reallehrer, 21. October 1868.
Spira, Apotheker, November 1868.
Assmann, Divisionspfarrer, December 1868.
Dr. Wolff, Stabsarzt, 20. November 1869.
Dr. Härtel, Stabsarzt, 20. November 1869, ausgeschieden 24. Juni 1873.
Kiepert, Buchhändler, November 1869, verzogen nach Breslau Dec. 1873.
Dr. König, Religionslehrer an der Realschule, 3. Februar 1870, ausgeschieden den 17. September 1873.
Löbbecke, Premier-Lieutenant, 3. Februar 1870.
Sperlich, Referendarius, 6. März 1870, ausgeschieden den 9. October 1873.
Skladny, Gymnasiallehrer, 2. April 1870, ausgeschieden 19. Februar 1873.
Austen, Gymnasiallehrer, 2. April 1870.
Blasel, Reallehrer, 12. November 1870, ausgeschieden 16. April 1874.
Faulde, Reallehrer, 12. November 1870, ausgeschieden 31. März 1874.
Ferwer, Gymnasiallehrer, 12. November 1870, ausgeschieden 23. Juni 1873.
Winkler, Landschafts-Syndikus, 12. October 1871, versetzt nach Stettin im Juni 1873.
Tannert, Kreissteuer-Einnehmer, 12. October 1871.
Grauer, Rechtsanwalt, 12. October 1871.
Wicher, Hauptmann, 12. October 1871, ausgeschieden 1. April 1874.
Wagner, Kreisgerichtsrath, 6. November 1871.
Heinz, Gymnasiallehrer, 6. November 1871, ausgeschieden 17. Dec. 1873.
Knütgen, Gymnasiallehrer, 6. November 1871, ausgeschieden 12. Sspt. 1873.
v. Gellhorn II, Hauptmann, 8. November 1871.
Killmann, Hauptmann, 8. November 1871.
v. Gironcourt, Hauptmann, 3. December 1871.
Münch, Hauptmann und Platzmajor, 3. December 1871.
Kahlert, Divisions-Auditeur, 11. Januar 1872.
Köhler, Gymnasiallehrer, 11. Januar 1872, ausgeschieden 11. Juli 1873.
v. Dobschätz, Lieutenant, 1. Februar 1872, ausgeschieden 12. Juli 1873.
Reuter, Baumeister, 1. Februar 1872, versetzt nach Strehlen den 26. Januar 1873.
Lachmund, Postdirector, 1. Februar 1872.
Reichel, Landschafts-Rendant, 14. März 1872.
Reisky, Candidat des höheren Lehramts, 12. Mai 1872, kurze Zeit darauf versetzt nach Glatz.
Dr. Friedenthal, Landrath a. D., 3. October 1872.
Hanisch, Kataster-Controleur, 3. October 1872.
Baron von Falkenhausen auf Blumenthal, 27. October 1872.

- Herr **Huch**, Buchhändler, 27. October 1872, ausgeschieden 4. October 1873.
 „ **Hannig**, Lieutenant, 27. October 1872, ausgeschieden im März 1874.
 „ **Kössler**, Oberlehrer am Gymnasium, 17. November 1872.
 „ **Orbach**, Gymnasiallehrer, 17. November 1872, ausgeschieden 15. Juli 1873.
 „ **Dr. Stern**, praktischer Arzt, 14. December 1872.
 „ **Winkler**, Goldarbeiter, 23. Januar 1873.
 „ **v. Lilienhoff**, Major, 23. Januar 1873, versetzt nach Posen im März 1874.
 „ **Proske**, Lieutenant, 23. Januar 1873.
 „ **Pohl**, Referendarius, 28. April 1873.
 „ **Hertrampf**, Lieutenant, 28. April 1873.
 „ **Franzke**, Gymnasiallehrer, 26. Juni 1873.
 „ **Kirsch**, Hauptmann und Batteriechef, 9. October 1873.
 „ **Dr. Giese**, Kreisschuleninspector, 9. October 1873.
 „ **Hellmann**, Syndikus, 30. April 1874.
-

Den Vorstand bilden gegenwärtig folgende Mitglieder:

- Reallehrer **Dr. Melzer**, Secretair.
 Rechtsanwalt **Grauer**.
 Sanitätsrath und Kreisphysikus **Dr. Kasper**.
 Postdirektor **Lachmund**.
 Premier-Lieutenant **Löbbecke**.
 Realschul-Director **Dr. Sondhauss**.
 Dr. med. et chir. **Thilo**.
 Stabsarzt **Dr. Wolff**.
-

Probe einer Uebersetzung des Thucydides.

Thuc. II c. 35 bis 46.

Pericles Leichenrede für die im ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges gefallenen Athener.

Die Meisten derer, die an dieser Stätte gesprochen, loben den, welcher zu der Sitte (des Bestattens) die Rede hinzufügte, da es läblich sei, dass sie für die in Folge des Krieges Gefallenen gehalten werde; mir aber würde es genügend scheinen, Männern, die durch die That tüchtig geworden sind, auch durch die That Ehren zu erweisen, wozu ihr ja auch jetzt bei dieser Bestattung von Staats wegen die Veranstaltungen getroffen seht, und nicht den Glauben an die Tugenden Vieler von der guten oder schlechten Rede eines einzigen Mannes abhängig zu machen. Denn es ist schwer, Mass im Reden zu halten, wo selbst der Glaube an die Wahrheit kaum befestigt wird. Denn der kundige und wohlwollende Zuhörer dürfte leicht meinen, es werde etwas mangelhafter, als er wünscht und weiss, dargelegt, der unkundige hingegen, es werde manches sogar übertrieben, aus Neid, wenn er etwas hörte, was über seine eigne Fähigkeit hinausginge. Denn so weit ist das Andern gespendete Lob erträglich, als jeder selbst meint im Stande zu sein, etwas von dem, was er hörte, zu vollführen; dem aber was darüber hinausgeht, misstraut man, da man es beneidet. Nachdem nun aber unseren Vorfahren diese Eiurichtung als eine

treffliche sich erprobt hat, so muss auch ich der Sitte treu bleibend versuchen, den Wunsch und die Ansicht eines jeden von Euch möglichst zu erfüllen.

36. Ich werde aber von unsren Vorfahren beginnen; denn es ist gerecht und ziemend zugleich, ihnen bei einer solchen Gelegenheit die Ehre der Erinnerung zu weihen; denn immer dieselben bewohnten das Land und überlieferten es den aufeinanderfolgenden Geschlechtern frei durch ihre Trefflichkeit; und es sind sowohl jene des Lobes würdig, als in noch höherem Grade unsere Väter. Denn sie erwarben zu dem, was sie empfingen, nicht ohne Mühe die Herrschaft, die jetzt wir besitzen und hinterliessen sie den jetzt Lebenden. Die meisten Theile derselben jedoch haben wir, die wir uns jetzt noch im mittleren Alter befinden, selbst noch erweitert und die Stadt mit allem versehen, wodurch sie stark ist für Krieg und Frieden. Ihre Kriegsthaten nun, wodurch jegliches erworben wurde, ob wir selbst oder unsre Väter einen auswärtigen oder hellenischen Krieg, der uns drohte mutig abgeschlagen haben, werde ich, da ich vor Kundigen nicht weitschweifig werden will, unerwähnt lassen. Aber die Lebensart und die Staatseinrichtung und den Charakter, wodurch so Grosses entstand, werde ich darlegen und dann zum Lobe dieser hier übergehen, da ich meine, dass davon bei dieser Veranlassung zu reden ganz ziemend und dass es für die ganze Versammlung von Bürgern und Fremden erspiesslich sei, es zu hören.

37. Denn wir haben eine Verfassung, die nicht der Nachbarn Einrichtungen nachahmt, sondern wir sind vielmehr Muster für andere, als dass wir es anderen nachmachen; und sie heisst Demokratie, weil sie nicht von Wenigen, sondern von Mehreren verwaltet wird, es haben aber nach den Gesetzen alle in Bezug auf Privatinteressen das gleiche Recht, hinsichtlich des Ansehens wird ein jeder, je nachdem er in irgend etwas hervorragt, nicht sowohl in Folge seines Standes als seiner Tüchtigkeit im öffentlichen Leben bevorzugt, und auch der Arme ist, wenn er dem Staate etwas Gutes zu erweisen vermag, durch seine Unscheinbarkeit von der Erreichung einer angesehenen Stellung nicht ausgeschlossen. Mit Freisinnigkeit aber verfahren wir sowohl im öffentlichen Leben als auch in der gegenseitigen Beobachtung der täglichen Lebensweise, da wir es dem Nachbar nicht übel nehmen, wenn er sich einmal dem Vergnügen hingiebt, und nicht vorwurfsvolle Mienen zeigen, die zwar nicht strafen, aber doch weh thuen. Indem wir so ohne Belästigung mit einander verkehren, handeln wir im

öffentlichen Leben vorzüglich aus sittlicher Scheu nicht gegen das Gesetz dadurch, dass wir auf die jedesmaligen Obrigkeiten und auf die Gesetze hören, zumal auf alle die, welche zum Besten derer gegeben sind, denen Unrecht geschieht und die ungeschrieben (den Uebertretenden) allgemeine Schande bringen.

38. Auch viele Erholungen von der Arbeit haben wir ja unserm Geiste bereitet, da wir an Wettkämpfe und Opferfeste das ganze Jahr hindurch gewöhnt sind und an hübsche häusliche Einrichtungen, deren erfreulicher Anblick täglich die trübe Stimmung verscheucht. Es wird aber wegen der Grösse der Stadt aus jedem Lande alles mögliche eingeführt, und wir sind so glücklich uns des Guten, was bei andern Leuten wächst in nicht weniger eigenem Genusse zu erfreuen als dessen, was hier erzeugt wird.

39. Auch was die Sorge für den Krieg betrifft, unterscheiden wir uns von unsren Gegnern in folgenden Stücken; wir öffnen nämlich jedem unsre Stadt und halten nicht zu Zeiten durch Fremdenvertreibung einen von einer Kunde oder Schau ab, durch deren Nichtgeheimhaltung irgend einer unsrer Gegner sie anschauend Vortheil ziehen könnte, indem wir nicht sowohl auf Pläne und Kriegslisten, als auf unsren eignen frischen Muth zur That vertrauen. Auch in Hinsicht auf die Erziehung gelangen jene durch mühevolle Uebung noch ganz jung sogleich zum Mannesalter, wir aber leben gemächlich und gehen doch den gleichen Gefahren entgegen. Dies zum Beweise, die Lacedämonier ziehen nicht mit einzelnen Schaaren, sondern mit ihrer ganzen Kriegsmacht in unser Land, und wir gehen allein gegen das benachbarte Gebiet und überwältigen meistens im Feindeslande kämpfend die Haus und Herd Vertheidigenden. Mit unsrer gesammten Macht ist noch kein Feind zusammengetroffen, weil wir zugleich für die Flotte sorgen und auch zu Lande nach vielen Richtungen hin unsre Krieger entsenden. Wenn jene aber einmal mit einer Abtheilung zusammenstossen, so prahlen sie, wenn sie einige von uns überwältigt, alle zurückgeschlagen zu haben, und besiegt von allen überwunden zu sein. Doch wenn wir mehr in leichtem Sinne als in mühseliger Uebung und nicht sowohl mit durch Gesetze gebotener als dem Charakter entspringender Tapferkeit in Gefahren zu gehen entschlossen sind, so bleibt uns der Vortheil, dass wir nicht vor den bevorstehenden Schwierigkeiten ermüden, und wenn wir an sie herankommen nicht muthloser erscheinen, als die stets sich Abquälenden, und dass der Staat in diesem und noch in andern Dingen der Bewunderung würdig ist.

40. Denn wir lieben das Schöne, doch muss es mit Einfachheit gepaart sein, und sind Freunde der Wissenschaft ohne zu verweichlichen. Den Reichthum gebrauchen wir mehr, wo es auf die That ankommt, als im Redeprunk, und es ist nicht schimpflich für einen die Armuth einzugestehen, sondern weit schimpflicher ihr nicht durch Thätigkeit zu entfliehen; und es liegt denselben die Sorge für ihre eignen und für die Staatsangelegenheiten am Herzen, und die übrigen, die den Gewerben sich zugewendet, haben eine hinreichende Kenntniss der Staatsverhältnisse; denn wir allein halten den, welcher an diesen gar nicht Theil nimmt, nicht für einen Geschäftlosen, sondern für einen Unnützen, und wir selbst beurtheilen entweder oder erdenken richtig die Verhältnisse, indem wir der Ansicht sind, dass nicht die Reden eine Beeinträchtigung der Thaten sind, sondern vielmehr nicht vorher unterrichtet worden zu sein, ehe man an das, was geschehen muss, schreitet. Denn auch darin unterscheiden wir uns, dass wir ebenso mutig etwas unternehmen, wie wir überlegen, was wir beginnen wollen; während bei den Andern Unkenntniß nur Keckheit, Ueberlegung aber Zaghastigkeit herbeiführt; für die Seelenstärksten dürften aber mit Recht die zu erachten sein, welche das Furchtbare wie das Angenehme ganz deutlich erkennend sich dadurch doch nicht von den Gefahren abwendig machen lassen. Auch in der Gefälligkeit verfahren wir den meisten entgegengesetzt. Nicht Wohlthaten empfangend nämlich, sondern erweisend erwerben wir uns Freunde; mit grösserer Sicherheit aber kann der, welcher eine Wohlthat erwies, darauf rechnen, die ihm verdankte durch das Wohlwollen dessen, dem er sie erwies, zu bewahren, während der sie Schuldende gleichgültiger ist, in dem Bewusstsein, dass er nicht als Wohlthat, sondern als Schuld die Gefälligkeit vergelten wird; und wir allein helfen Anderen ohne Besorgniß, nicht sowohl aus Berechnung des Vortheils als im Vertrauen auf ihre Freisinnigkeit.

41. Kurz ich behaupte, dass die ganze Stadt eine Bildungsstätte von Hellas sei, und dass, wie mir es scheint, jeder einzelne aus unsrer Mitte zu den meisten Lebensformen und zwar mit Anmuth und Gewandtheit seinen Körper geeignet zu machen vermöchte. Und dass dies nicht sowohl Redegepränge bei gegenwärtiger Gelegenheit, als thatsächliche Wahrheit ist, deutet des Staates Macht an, die wir in Folge dieses Verhaltens erworben haben. Denn er allein in der Jetzzeit ist, wo es auf Probe ankommt, noch besser als sein Ruf, und er allein bietet weder dem angreifenden Feinde Grund zum Un-

willen, dass er von solchen Unglück erleidet, noch dem Unterworfenen zur Klage, dass er von Unwürdigen beherrscht wird. Unter gewichtigen Beweisen aber und wahrlich nicht unbezeugt die Macht an den Tag legend werden wir von Mit- und Nachwelt bewundert werden und bedürfen weder eines Homer als Lobredners noch eines solchen, der durch Gesänge für den Augenblick ergötzen wird, während die Wirklichkeit die Vorstellung der Thatsachen Lügen strafft, sondern haben jeglich Meer und Land unserm Muthe zugänglich zu werden gezwungen und überall unvergängliche Denkmale des Schlimmen und des Guten errichtet. Für einen solchen Staat, den sie sich nicht wollten entreissen lassen, sind diese edelmüthig kämpfend gefallen und auch jeglicher der leben Gebliebenen ist, wie sich von selbst versteht, entschlossen, für ihn sich anzustrengen.

42. Deshalb habe ich auch die Verhältnisse des Staats so ausführlich besprochen, sowohl um zu zeigen, dass wir nicht um denselben Preis kämpfen wie die, denen nichts von allem diesem sich bietet, als auch zugleich das Lob derer, für die ich spreche, durch Beweise zu erhärten; und das Wichtigste davon ist gesagt, denn was ich an dem Staate gepriesen, damit haben dieser und ihresgleichen Tugenden ihn geschmückt, und nicht bei vielen der Hellenen dürfte, wie bei diesen sich Wort und That das Gleichgewicht halten. Es scheint mir aber dieser jetzt erfolgtes Ende Mannestüchtigkeit darzuthun, sowohl zum erstenmale sie kund gebend, als zum letztenmal bestätigend. Denn auch denen, die sonst fehlten, muss man billigerweise ihre im Kriege für das Vaterland bewiesene Tapferkeit zu Gute halten; denn durch Gutes das Böse vertilgend brachten sie dem Gemeinwesen mehr Nutzen, als sie im einzelnen schadeten. Unter ihnen wurde keiner weder durch Reichthum zaghaf, das fernere Wohlleben vorziehend, noch durch die Hoffnung, dass er der Armuth noch entfliehen und reich werden könnte, die Gefahr hinauszuschieben bewogen; nein, die Rache an den Feinden für ersehnenswerther als dies und zugleich diese Gefahr für die ehrenvollste haltend, wollten sie mit ihr an dieser Rache üben, auf jenes aber *) verzichten, indem sie der Hoffnung die Ungewissheit des Gelingens überliessen, in der That aber wegen des bereits vor Augen Liegenden sich selbst vertrauen zu sollen glaubten; und dabei die Abwehr und das Leiden der Rettung durch Nachgeben vorziehend entgingen sie dem Schimpf der

*) ἀρίσθαι, nach Stahl und Classen, statt ἀρίσθαται.

Nachrede, unterzogen sich mit ihren Leibern der That und schieden vom Leben im kürzesten Augenblicke der Entscheidung mehr auf der Höhe des Ruhmes als der Furcht.

43. Solche Männer waren diese, gemäss der Pflicht gegen ihre Vaterstadt; die Uebrigen aber sollen wünschen, eine zwar gefahrlosere aber nicht weniger kühne Gesinnung gegen die Feinde zu haben, nicht mit Worten nur den Vortheil betrachtend, mit dessen Darlegung man euch, die ihr es selbst ebenso gut wisst, langweilen würde, wollte man euch sagen, wieviel Gutes in der Abwehr der Feinde liegt, sondern vielmehr die Macht der Stadt täglich in den Thatsachen anschauend und Verehrer derselben werdend, und wenn sie euch gross zu sein scheint, bedenkend, dass kühne, das Nothwendige erkennende und wo es die That erheischte, von Ehrgefühl erfüllte Männer sie errungen haben, die, wenn ihnen auch ein Vorhaben misslang, doch darum der Stadt ihre Tugend nicht entziehen zu sollen glaubten, sondern ihr die schönste Liebesgabe widmeten. Denn ihr Leben für den Staat hingebend empfingen sie für sich nicht alterndes Lob und das herrlichste Grab, nicht sowohl das, in welchem sie ruhen, als worin ihr Ruhm bei jeglicher Gelegenheit zu Wort und That unvergänglich zurückbleibt; denn hervorragender Männer Grab ist ja jedes Land, und nicht in der Heimath allein ist die Inschrift der Denksäulen ein Wahrzeichen, sondern auch im fremden Lande lebt in Jedermann das ungeschriebene Andenken mehr ihrer Gesinnung als ihrer That. Sie ahmet nun nach, und indem ihr die Freiheit für das höchste Glück, den Muth aber für die Freiheit haltet, übersehet nicht die Kriegsgefahren; denn nicht die Unglücklichen geben mit grösserem Rechte ihr Leben hin, denen keine Hoffnung auf Glück blüht, sondern die, bei denen die Aenderung zum Gegentheil im Leben noch auf dem Spiele steht, und bei denen sehr viel darauf ankommt, wenn ihnen ein Unheil widerfährt; schmerzlicher ist ja für einen Mann von Muth die durch Feigheit erfolgende Erniedrigung, als der in der Fülle der Kraft und bei gemeinsamer Hoffnung erfolgende nicht empfundene Tod.

44. Darum will ich auch die Eltern dieser, so viele ihrer hier anwesend sind, nicht sowohl beklagen als trösten. Sie wissen ja, dass sie in wechselvollem Geschick aufgewachsen sind, ein Glück aber ist es, einen so ehrenvollen Tod zu erlossen, wie diese jetzt, und eine Trauer wie ihr, und wem das Leben ebenso zum Glück als zu seligem Ende zugemessen ward. Nun weiss ich zwar wohl, dass

es schwer ist, davon zu überzeugen, da ihr vielfach beim Glücke anderer an das eure werdet erinnert werden, worauf auch ihr einst stolz ward, und Trauer findet ja nicht Statt um Güter, deren man beraubt wird, ohne sie genossen zu haben, sondern die man verliert, nachdem man sich an sie gewöhnt. Aber es müssen die, welche in einem Alter sich befinden, in welchem sie noch auf Nachkommen rechnen können, durch Hoffnung auf andere Kinder Muth schöpfen; denn die Nachgeborenen werden manchem für sich Vergessenheit der nicht mehr Lebenden sein, und der Stadt wird ein zweifacher Vortheil erwachsen, dadurch dass sie nicht vereinsamt und durch die daraus entspringende Sicherheit; denn es ist nicht möglich billig und gerecht sich zu berathen, wenn man nicht auf gleiche Weise Kinder auf das Spiel setzend in Gefahr ist. Die ihr aber in vorgerücktem Alter seid, haltet den glücklichen grösseren Theil eures Lebens für einen Gewinn und sagt euch, dass der noch vor euch liegende kurz sein wird, und erhebet euch an dem Ruhme dieser. Denn nur die Ehrliebe altert nie, und in dem thatenlosen Alter ergötzt nicht sowohl die Erzielung von Gewinn als die Hochachtung, welche man geniesst.

45. Für die Söhne aber oder Brüder dieser, so viele ihrer hier anwesend sind, sehe ich einen grossen Wettkampf voraus; denn den nicht mehr Lebenden pflegt Jedermann zu loben, und kaum würdet ihr, selbst wenn ihr ihre Vorzüge überträfet, nicht ihnen gleich, sondern ein wenig tiefer als sie stehend erachtet werden; denn die Lebenden trifft der Neid wegen des Wetteifers, was aber nicht im Wege steht ist in unbestrittenem Wohlwollen geehrt. Soll ich aber auch der Tugend der Frauen, so viele ihrer jetzt im Wittwenstande leben werden, gedenken, so will ich in kurzer Mahnung alles bezeichnen; für euch ist es nämlich ein grosser Ruhm, nicht schlechter zu sein als eure Natur es mit sich bringt und dass von euch, sei es des Lobs oder Tadels wegen, recht wenig unter den Männern die Rede ist.

46. So ist denn dem Gesetze gemäss auch von mir in der Rede gesagt worden, was ich angemessenes zu sagen hatte, und durch die That sind die Bestatteten theils schon geehrt worden, theils wird die Kinder derselben von nun an die Stadt auf öffentliche Kosten bis zum männlichen Alter erziehen, diesen und den Zurückbleibenden einen erspriesslichen Kranz für solcherlei Kämpfe widmend. Denn wo die grössten Preise für Tugend ausgesetzt sind, da sind die edelsten Bürger. Jetzt aber spende ein jeder seinen Angehörigen die letzte Klage und dann scheidet.

Neisse.

Dr. Julius Zastra.

E. v. Hartmann's Philosophie des Unbewussten.

Vorbemerkung. Der hier abgedruckte Aufsatz ist die Erweiterung und Ueberarbeitung eines vom Verfasser in der Neisser Philomathie gehaltenen Vortrages. Der demselben in diesen Blättern zugewiesene Raum gestattet jedoch nicht eine Besprechung des Gesamtsystems; es sind darum nur einzelne wichtige und interessante Punkte hervorgehoben worden, welche abgesehen von ihrem Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Systems kritisirt werden konnten.

Karl Robert Eduard v. Hartmann wurde als einziges Kind seiner Eltern am 23. Februar 1842 in Berlin geboren. Sein Vater lebt daselbst gegenwärtig als Generalmajor a. D. Seine Elementarbildung genoss er auf der mit dem Berliner Seminar verbundenen Schule; 1852 bis 1858 besuchte er das Friedrichswerdersche Gymnasium und trat im Herbst 1858 mit dem Zeugniss der Reife als Avantageur in die Fussabtheilung des Garde-Artillerie-Regiments. Im folgenden Jahr um dieselbe Zeit kehrte er von dem Festungsdienst in Spandau nach Berlin zurück, um die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule bis zum Jahre 1862 zu besuchen. Während dieser Zeit wurde er 1860 Offizier. Philosophie in enger Verbindung mit Mathematik und Naturwissenschaften bildeten in den letzten 10 Jahren sein ausschliessliches Studium. Vorher trieb er seit seinem 14. Jahre Malerei und Musik, worin seine Leistungen nicht unbedeutend waren. Bereits als Fähnrich studirte er Hegels Logik und Holbachs *système de la nature*, als

Offizier Schelling und Schopenhauer. Mathematischen, physikalischen und chemischen Unterricht genoss er auf der Artillerie- und Ingenieur-Schule. Am spätesten reiste seine geschichtliche Anschauung durch das Studium von Gervinus Literaturgeschichte, und das Werk desselben Forschers über Shakspeare erschloss ihm das Verständniss der Poesie. Seine speculative Auffassung der Geschichte stützte er auf Hegel. Die Tüchtigkeit, mit welcher Hartmann intellectuelle Aufgaben bewältigt, liess ihn auch auf der Artillerieschule Leistungen zu Tage fördern, welche die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten in hohem Grade erregten. Indessen er musste den militärischen Beruf aufgeben. Seit 1861 ist er mit einem nervösen, durch einen Stoss veranlasssten Knieleiden behaftet. In Folge dessen musste er 1865 seinen Abschied nachsuchen, den er als Premier-Lieutenant erhielt. Seine Musse widmete er von da an ausschliesslich der Philosophie. Noch Ende 1862 hatte er ernstlich daran gedacht, sich ausschliesslich der Malerei zu widmen; ein Jahr später schien ihm die Musik sein wahrer Beruf zu sein, als er sich mit der Composition eines selbstgedichteten Operntextes beschäftigte; 1864 aber entschied er sich endgültig für die Philosophie und begann dann so fort den Abschnitt A seines Hauptwerkes, der Philosophie des Unbewussten. 1865 war der Plan des Ganzen fertig, Ostern 1867 das Manuscript vollendet; 1868 wurde dasselbe mit der Zahl des folgenden Jahres gedruckt und ist im Jahre 1873 in 6. Auflage erschienen, auch bereits ins Französische, Englische und Holländische übersetzt. Ausser diesem Hauptwerk hat Hartmann vieles Andere geschrieben, theils in Journalen, theils in besonderen Büchern. Von diesen Werken nenne ich folgende: über die dialektische Methode 1868; das Ding an sich und seine Beschaffenheit, 1871; Schellings positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer, 1869; gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewussten, 1872. Diese Schriften specialisiren das Hauptwerk und geben Andeutungen über dessen Genesis. 1866 und 68 liess H. 2 Dramen erscheinen: Tristan und Isolde, David und Bathseba. In derselben Zeit beschäftigte er sich mit der Theorie der Dichtkunst und schrieb 1870 das Werk: Aphorismen über das Drama. Er hat Mittel und Musse, freilich nicht schmerzlose, zum Arbeiten. Meist ans Bett gefesselt, schreibt er seine Werke liegend. Sein Portrait zeigt ein geistvolles Gesicht und einen bis zur Brust herabwallenden Bart à la Jahn. Am 3. Juli vorigen Jahres hat sich H. mit Agnes Taubert, der Tochter eines preussischen Oberst a. D. vermählt,

Nur sein körperliches Leiden lässt ihn Bedenken tragen, die Pflichten eines Lehrers der Philosophie an der Universität, worüber schon von mehreren Seiten Anfragen an ihn ergangen sind, zu übernehmen. (Nach der Leipziger illustrirten Zeitung Nr. 1510, Jahrg. 1872 und nach Hackländers über Land und Meer, Nr. 26, Jahrg. 1873.)

Unser Philosoph Hartmann beginnt sein Werk: „Die Philosophie des Unbewussten“ mit dem Ausspruche Kants (Anthropologie § 5): „Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewusst zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, dass wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewusst sind? Allein wir können uns doch mittelbar bewusst sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewusst sind.“ — „Diese klaren Worte“, fügt H. hinzu, „enthalten den Ausgangspunkt unserer Untersuchungen wie das zur Aufnahme gegebene Feld. Das Gebiet des Bewusstseins ist ein nach allen Richtungen so durchflügelter Weinberg, dass das Verfolgen dieser Arbeiten dem Publikum fast schon zum Ueberdruss geworden ist, und noch immer ist der gesuchte Schatz nicht gefunden, wenn auch unverhoffterweise Ernten aus dem durcharbeiteten Boden hervorgesprosst sind. Dass man mit der philos. Betrachtung dessen begann, was das Bewusstsein unmittelbar in sich fand, war sehr natürlich; sollte es nun aber nicht verlockend um der Neuheit willen und hoffnungsreich in Bezug auf den Gewinn sein, den goldenen Schatz in den Tiefen des Berges, in den edlen Erzen seines Felsgestein, statt auf der Oberfläche des fruchtbaren Erdbodens zu suchen? Freilich bedarf es dazu des Bohrers und Meissels und langer mühevoller Arbeit, bis man auf die goldenen Adern trifft, unendlich langer Bearbeitung der Erze, bis der Schatz gehoben ist.“ — Und welchen Schatz zeigt uns der Autor? Er zeigt uns einen Schatz von gar befremdlicher Natur, befremdlich schon durch seinen Namen „unbewusst.“ H. selbst giebt zu (S. 2 der 4. Auflage): Der Begriff „unbewusste Vorstellung“ hat für den natürlichen Verstand etwas Paradoxes; indess ist der darin enthaltene Widerspruch nur scheinbar. Denn wenn wir nur von dem wissen können, was wir im Bewusstsein haben, also von dem nichts wissen können, was wir nicht im Bewusstsein haben, welches Recht haben wir dann zu der Behauptung, dass dasjenige, dessen Existenz in unserm Bewusstsein wir kennen, nicht auch ausserhalb unseres Bewusstseins sollte existieren?

ren können? Allerdings werden wir in diesem Fall weder die Existenz noch die Nichtexistenz behaupten können und darum bei der Annahme der Nichtexistenz stehen bleiben müssen, bis wir zur Behauptung der Existenz anderswoher ein Recht bekommen. Je mehr die Philosophie die nur höchst indirekte Erkennbarkeit alles bisher für unmittelbaren, Bewusstseinsinhalt Gehaltenen einsah, desto mehr Werth musste ein indirekter Nachweis der Existenz einer Sache erhalten, und so konnte es nicht fehlen, dass in denkenden Köpfen hier und da sich das Bedürfniss zeigte, behufs der anderweitig unmöglichen Erklärung gewisser Erscheinungen im Gebiete des Geistes auf die Existenz unbewusster Vorstellungen als deren Ursache zurückzugehen. Alle diese Erscheinungen zusammenzufassen, aus jeder einzelnen die Existenz unbewusster Vorstellungen und unbewussten Willens wahrscheinlich zu machen und durch ihre Summe das in allen übereinstimmende Prinzip zur Höhe einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit *) zu erheben, ist die Aufgabe der beiden ersten Abschnitte dieses Werkes. Der erste derselben betrachtet Erscheinungen von physiologischer und zoopsychologischer Natur, der zweite bewegt sich auf dem Gebiete des menschlichen Geistes.“ Der dritte handelt von der „Metaphysik des Unbewussten“.

In der Einleitung des Werkes ist H's. Anschauung vom Wesen des Unbewussten in nachstehenden Sätzen zusammengefasst: Vorerst genüge es, dass mit der unbewussten Vorstellung eine ausserhalb des Bewusstseins fallende und doch nicht wesensfremde unbekannte Ursache gewisser Vorgänge gemeint ist, welche den Namen Vorstellung deshalb erhalten, weil sie mit dem uns im Bewusstsein als Vorstellung Bekannten das gemein hat, dass sie wie jene einen idealen Inhalt besitzt, der selbst keine Realität hat, sondern höchstens einer äusseren Realität im idealen Bilde gleichen kann. Der Begriff des unbewussten Willens ist an sich schon klarer und minder paradox. Das Gefühl lässt sich (B. III) in Willen und Vorstellung auflösen; also sind letztere beiden die alleinigen psychischen Grundfunktionen. Diese sind (nach A. III) untrennbar Eins, so weit sie unbewusst sind, können also in Eins gefasst als „das Unbewusste“ bezeichnet werden. Da

*) Es ist merkwürdig, dass H. seiner Philosophie nur Wahrscheinlichkeit vindicirt. Dieselbe Behauptung ist noch klarer ausgesprochen B VII, S. 274: „Also können wir die Wahrscheinlichkeit zeigen, dass diese oder jene Erscheinung von diesen oder jenen Umständen verursacht sei, und weiter geht unser Erkennen in der That nicht.“

diese Einheit wieder nur in der Identität des unbewusst wollenden und unbewusst vorstellenden Subjectes beruht (C. XIV, 4), so bezeichnet der Ausdruck „das Unbewusste“ auch dieses identische Subject der unbewusst psychischen Funktionen, dem ausser den negativen Attributen „unbewusst sein und unbewusst funktioniren“ auch die positiven Attribute „wollen und vorstellen“ zukommen. Fassen wir die Welt als Ganzes ins Auge, so nimmt der Ausdruck „das Unbewusste“ nicht nur die Bedeutung einer Abstraction von allen unbewussten Idealfunctionen und Subjecten, sondern auch die Bedeutung eines Collectivums an, welches dieselben unter sich und in sich begreift. Endlich aber stellt sich (C. VII) heraus, dass alle unbewussten Funktionen von einem identischen Subjecte herrühren, welches in den vielen Individuen nur seine phänomenale Offenbarung hat, so dass dann „das Unbewusste“ dieses Eine absolute Subject bedeutet.

Seine Hypothese vom Unbewussten sucht H. durch empirische Untersuchung zu erweisen, indem er es für die Erscheinungen der Leiblichkeit und des menschlichen Geistes als einzige zureichenden Erklärungsgrund darstellt. So findet er im Anfang seiner Untersuchungen unbewussten Willen in den selbstständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen, unbewusste Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegung, unbewusste Vorstellung im Instinct. Gesetzt nun, die gegebenen Nachweise genügten in der That, ein Unbewusstes in den Functionen der Leiblichkeit zu constatiren, was nicht wenige Naturforscher bezweifeln dürften, so wäre damit noch in keiner Weise dargethan, dass dieses Unbewusste identisch sei mit dem Absoluten. Dieselbe Einwendung lassen die Nachweise unseres Philosophen von dem Unbewussten im menschlichen Geiste zu. Ferner tritt uns die Frage entgegen: Wenn das Unbewusste in der Vielheit der Individuen nur seine phänomenale Offenbarung hat; wenn die Individuen nur Erscheinungen des Absoluten sind: wie ist es dann möglich, dass diese Erscheinungen theilweise die Form des Bewusstseins an sich tragen? Ist das nicht ein Abfall des Absoluten von seiner eigenen Natur? Wir stehen hiermit an der Grundlage des gegen jede Form des Pantheismus möglichen Gegenbeweises. Doch nicht blos prinzipiell ist der Hartmannsche Pantheismus oder Monismus des unbewussten Geistes mit den Attributen Wille und Vorstellung angreifbar, sondern auch die Art des Processes, den das Unbewusste bei ihm durchläuft, lässt manche Bedenken zu. Eine eingehende kritische Darstellung

dieses Processes würde den dieser Arbeit zugemessenen Raum allzu-sehr überschreiten. Ich will mich demnach darauf beschränken: I.) die Methode H's., II.) seine Theorie von der Entstehung des Bewusstseins, III.) seinen Beweis für die Existenz des Unbewussten aus der Geschichte darzulegen.

I.) Man kann, sagt H. (S. 5), 3 Hauptmethoden der forschenden Wissenschaft unterscheiden, die dialectische (Hegelsche), die deducirende (von oben nach unten) und die inducirende (von unten nach oben). Die dialectische Methode ist nach unserm Philosophen schon rein um deswillen auszuschliessen, weil sie, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, der Gemeinverständlichkeit entbehrt. Von den beiden andern Methoden nimmt H. die inductive für sich in Anspruch und will keine Verbindung der deductiven mit der ersteren. Der Mensch kommt zur Wissenschaft, indem er die Summe der ihn umgebenden Erscheinungen zu begreifen und sich zu erklären versucht. Wären von allen Erscheinungen in der Welt die Ursachen rückwärts so weit erkannt, bis sie auf eine oder wenige letzte Ursachen zurückgeführt wären, so wäre die Wissenschaft, die Eine ist, wie die Welt Eine ist, in inductiver Weise vollendet. Denkt man sich nun, dass irgend Jemand diese Aufgabe gelöst habe, so steht die Frage offen, ob derselbe, um seine Ueberzeugung Anderen mitzutheilen, besser thue, sie den Weg von den Erscheinungen rückwärts bis zu den letzten Ursachen zu führen oder ihnen aus diesen Principien von oben herunter die Welt, wie sie ist, zu deduciren. Die Verbindung beider Methoden bei Schelling missbilligt H. Allein was er zur Begründung dieser Missbilligung vorbringt, trifft nur die besondere Art der Sch.schen Deduction. Hartmann entscheidet sich für den alleinigen Gebrauch der aufsteigenden oder inducirenden Methode; denn: 1.) steht der Andere (der zu Belehrende) noch unten, das Unten ist also für ihn der natürliche Ausgangspunkt; er kommt bei dem Wege von unten nach oben stets vom Bekannten zum Unbekannten, während er sich auf den Standpunkt der letzten Principien nur durch einen salto mortale versetzen kann. 2.) Der Mensch hält vorläufig immer seine eigene Meinung für die richtige und misstraut folglich jeder ihm neuen Lehre; darum will er wissen, wie der Andere zu seinem sublimen Resultat gekommen ist, und dies kann nur auf dem aufsteigenden Wege geschehen. 3.) Der Mensch misstraut heimlich seinem eigenen Verstande ebenso sehr, als er auf seine einmal gefasste Meinung fast unerschütterlich baut. Deshalb ist es schwer, Jemanden durch Deduction

zu überzeugen, während er bei der Induction mehr sehend und anschauend die Wahrheit herausfühlen kann. 4.) Die Deduction aus den letzten Principien kann imponiren durch ihre Geschlossenheit, Grossartigkeit und Geistreichheit, aber nicht überzeugen; denn da dieselben Wirkungen aus ganz verschiedenen Ursachen herstammen können, so beweist die Deduction glücklichenfalls nur die Möglichkeit dieser Principien, keineswegs ihre Nothwendigkeit. (S. 8 und 9). H. ist nun der Meinung, dass alle Philosophen, die ihr System deduciren, in der That durch das einzige Mittel, das ausser der Induction übrig bleibt, zu ihren Principien gekommen, durch einen Luftsprung, und die Deduction ist dann der Versuch, von ihrem mystisch erworbenen Resultat herabzusteigen auf einem Wege, der durch die unstatthafte Analogie mit der Mathematik und durch die blendende Evidenz der in letzterer erzielten Resultate für alle systematischen Köpfe von jeher etwas Verlockendes gehabt hat. Für jene Philosophen ist nämlich allerdings die Deduction der natürliche Weg, da das Oben ihr gegebener Ausgangspunkt ist. Die Deduction kann aber, abgesehen davon, dass sie selbst und die zu beweisenden Principien mangelhaft sein müssen, ihre eigenen Principien nicht beweisen, weil sie ihnen im günstigsten Falle nur die Möglichkeit erobert; darum gewinnen die Principien durch dieselbe etwas an Verständlichkeit, aber nicht an Ueberzeugungskraft. Dies ist der grösste Uebelstand bei der Philosophie, so weit sie sich dieser Methode bedient, dass die Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Resultate nicht wie bei inductiven wissenschaftlichen Ergebnissen mittheilbar ist. — Aus der deductiven Methode der Philosophen folgt ferner, dass sich über einzelne Punkte nur so weit streiten lässt, als es Consequenzen von Principien betrifft, über die man von vornehmerein einig ist; da nun das ganze System eine Consequenz der obersten Principien sein soll, so kann man, vorausgesetzt, dass alle Consequenzen in sich folgerichtig seien, nur das Ganze ablehnen oder acceptiren, je nachdem man die obersten Principien ablehnt oder nicht, während man bei der inductiven Methode der Induction bis zu einem beliebigen Punkte zustimmend folgen, dann aber seinen Weg von dem des Philosophen trennen kann.

Was nun die Leistungen der inductiven Philosophen und der nach derselben Methode arbeitenden Naturwissenschaft im weitesten Sinne des Wortes betrifft, so haben dieselben nach H. zwar schätzbare Resultate untergeordneter Art und Baugrund für die Nachfolger geliefert, sind aber noch himmelweit entfernt von letzten Principien

und einem einheitlichen System der Wissenschaft. So gähnt von beiden Seiten eine Kluft; die Induction kommt nicht zu letzten Principien und zum System, die Speculation nicht zur Erklärung der Wirklichkeit und zur Mittheilbarkeit. Hierauf schliesst unser Philosoph, dass beide Methoden vereinigt werden, dass man sich hüben und drüben nach den vorspringendsten Punkten umthun müsse, wo sich eine Brücke schlagen lässt. Wie in einem Gefäss mit geschmolzenem Schwefel krystallisiren die Gedanken sowohl vom Grunde als von oben aus, und wenn erst die ersten am weitesten hervorragenden Nadeln sich erfasst haben, dann wächst auch bald die ganze Masse zusammen. Wir sind an diesem Punkte der Wissenschaft angelangt. Denn die inductive Wissenschaft hat in allen Zweigen der Natur und des Geistes in neuester Zeit so gewaltige Fortschritte gemacht, dass derartige Versuche einen ganz andern Boden unter sich finden, als z. B. die eines Aristoteles und Leibnitz. Andererseits hat die alle früheren Glanzperioden überfliegende Periode der Philosophie Ende des voriger und Anfang dieses Jahrhunderts dem speculativen Geist so vielseitige Bereicherung zugeführt, dass beide sich ebenbürtig gegenüberstehen. Mit diesen Fortschritten ist jedoch die Welt sich auch klarer geworden über den polaren Gegensatz beider Gebiete, und jeder Forscher entscheidet sich für eine der beiden Richtungen viel bestimmter, als das früher der Fall war. „Darum“ sagt H. S. 11, „fehlt es der Gegenwart hauptsächlich an einer Persönlichkeit, welche beide Seiten mit gleicher Liebe und Hingebung erfasst, welche fähig ist, wenn auch nicht zur mystischen Production, doch zur Reproduction, und doch zugleich eine genaue Uebersicht des exacten Wissens und die Strenge der inductiven exacten Methode sich zu eigen gemacht hat, welche endlich die vorliegende Aufgabe klar erkennt, die speculativen Principien mit den bisher höchsten Resultaten der inductiven Wissenschaft nach inductiver Methode zu verbinden und damit die allgemein zugängliche Brücke zu den Principien zu schlagen und diese bisher blos subjectiven Ueberzeugungen zur objectiven Wahrheit zu erheben. Im Hinblick auf diese grosse und zeitgemäße Aufgabe wählte ich das Motto: „Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode!“

Wer die eben gegebenen Darlegungen H.s über die Methode der Phil. auch nur oberflächlich erwägt, wird nicht verkennen, dass unser Philosoph nicht umhin kann, der deductiven Methode einen gewissen Werth zuzuerkennen, obwohl er nicht angiebt, in welcher Weise die

deductive Methode mit der inductiven zu vereinigen sei. Der Kern seiner Meinung darüber liegt in dem eben citirten Motto. Er verlangt speculative Resultate, aber in Folge inductive Methode. Mir scheint die Verbindung inductive und deductive Methode in der Phil. nothwendig in der Weise, dass die letztere die erstere zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hat. Wir können nicht aus der Idee Gottes etwas deduciren mit Aussicht auf gesicherte Resultate, wenn nicht zuvor die richtige Gottesidee als Schlussfolgerung aus inductive For- schung gewonnen ist. In diesem Sinne gefasst, nennt Cartesius, der in seiner Philosophie inductiv vorgeht, die deductive Wissenschaft die vollkommenste, weil wir in ihr die Wirkungen aus ihrer Ursache begriffen. (Princip. philos. I, 24.) Bezuglich der „mangelnden Persönlichkeit,“ welche zugleich fähig sei zur mystischen Production oder zur Reproduction, die zugleich eine genaue Uebersicht des exacten Wissens und die Strenge der inductive exacten Methode sich zu eigen gemacht habe, spricht H. ein grosses Wort gelassen aus. Was er fordert, kann in unserer Zeit, kann noch weniger in der Zukunft Sache eines Einzelnen sein; dazu gehört die Gesamtarbeit einer Anzahl Koryphäen der Specialfächer. Wie schwer die Arbeit ist zur Erreichung des idealen Zieles, beweisen nicht selten Aeusserungen hervorragender Forscher. So sagt Cotta in seinen Briefen über Humboldts Kosmos: „Je tiefer man neuerlich in die wahre Kenntniss der Vertheilung und Bewegung der Himmelskörper eingedrungen ist, um so zurückhaltender ist man mit umfassenden Weltgestaltungshypothesen geworden, die immer nur höchstens einem augenblicklichen Zustande unserer Weltkenntniss entsprechen können. Forscher wie H. ziehen es vor, das Thatsächliche in seiner überwältigenden Fülle zu zeigen, ohne sich der Urquelle des Seins voreilig zu nahen, die unsren Blicken undurchdringlich eingehüllt ist in die Umgestaltungen aller Zeiten.“ Freilich darf man im Interesse der fortschreitenden Wissenschaft nicht verzweifeln. Der Astronom Mädler sagt in dieser Hinsicht treffend: „Nichts kann und darf uns hindern, solche Aufgaben, für welche sich die Möglichkeit in einer mindestens vorläufigen Lösung darzubieten scheint, schon jetzt zu behandeln. Jedes Zeitalter hat die Verpflichtung, den nachkommenden Geschlechtern Thatsachen der Beobachtung zu überliefern, von denen sie vielleicht sehr spät erst Nutzen ziehen können, andererseits aber auch das Recht, alle Fragen, deren Lösung in der Gegenwart möglich ist, auch wirklich gelöst zu sehen, selbstverständlich mit dem Vorbehalte, dass die Zukunft

den Unvollkommenheiten unserer Deutung abhelfe und die Lücken ausfülle“ (cfr. Mädler, der Fixstern Himmel, Seite 30.)

II.

Es ist unzweifelhaft, dass, wenn es ein Unbewusstes im Sinne H.s geben sollte, dieses nur durch bewusstes Denken für uns erkennbar wäre. Vor Allem handelt es sich also bezüglich der richtigen Würdigung und Erfassung des Unbewussten darum, ob H. das Bewusste in uns richtig erkannt und demgemäß die richtige Grenze und Verhältnissbestimmung zwischen Bewusstem und Unbewusstem getroffen hat. In Beziehung auf die wesentliche Form beider Denkarten ist folgender Satz H.s von der höchsten Wichtigkeit (C. I, P. 374): „Alle bewusste Vorstellung hat die Form der Sinnlichkeit, das unbewusste Denken kann nur von unsinnlicher Art sein.“ Diesen Satz erläutert unser Philosoph dahin, dass wir entweder in Bildern oder in Abstractionen denken, die Reste von Sinneseindrücken seien und also die Form der Sinnlichkeit hätten. Diese Behauptung ist nach dem Zeugniß unseres Selbstbewusstseins eine falsche. H. übersieht hier eine wichtige Thatsache des Geistes. Ausser dem Denken in Bildern und Abstractionen von diesen Bildern besitzen wir in uns noch eine andere Art des Denkens, die am besten als das ideelle Denken bezeichnet werden kann, weil es alle Form der Sinnlichkeit ausschliesst. Dieses Denken ist dasjenige, welches mit dem Gedanken des Geistes von sich selbst, mit dem Ichgedanken beginnt, in welchem der Geist den Gedanken seiner selbst als eines Real- und Causalgrundes besitzt, durch den es ihm möglich ist, auch alle übrigen Real- und Causalgründe sich zu erschliessen. Die Erfahrung bezeugt, dass jeder Mensch der Einwirkung anderer bewusster Menschen bedarf, also Empfänglichkeit für Eindrücke haben und die durch solche in ihm hervorgerufene Zuständlichkeit wahrnehmen muss, um in eine gegen die empfangenen Eindrücke reagirende Thätigkeit zu kommen und dadurch den Ichgedanken zu gewinnen. Dieser Gedanke ist weder ein Bild noch eine Abstraction, sondern der Gedanke des Geistes von sich selber als dem realen und causalen Träger seiner Erscheinungen. Der Process, der durch äussere Entwicklung eingeleitet den Ichgedanken zum Resultat hat, kommt, so oft er eintritt, in folgenden 3 Momenten zu Stande: 1. Die Einwirkung von aussen auf das Ich. 2. Die unmittelbare Wahrnehmung des durch jene Einwirkung in dem Geist hervorgerufenen Zustandes von Seiten des Geistes selbst. 3. Die Beziehung dieser Wahrnehmung als einer Thätigkeit des Geistes auf

sich selbst als den causalen und substanzialen Träger derselben. *) In dem Schlussmoment dieses Processes haben wir ein von dem Denken in Bildern und Abstractionen ganz verschiedenes Denken, nicht ein bloses Sublimat desjenigen, was uns in dem 2. Moment gegeben ist. Durch das letztere nämlich hat der Geist ein Wissen um formale, in ihm durch äussere Einwirkung hervorgerufene Zuständlichkeiten und dadurch mittelbar um äussere Gegenstände — das ist Denken in Bildern und Abstractionen. Ganz anders verhält es sich mit dem Schlussmoment, durch das der Geist um sich selbst als Substanz weiss. Erst durch den Eintritt dieses Gedankens ist der Geist befähigt, andere Real- und Causalgründe zu erkennen, und zwar dadurch, dass entweder Zuständlichkeiten in ihm vorkommen, die er nicht auf sich allein als Grund oder Causalität beziehen kann, oder dass er an seinem Sein eine Beschaffenheit entdeckt, die ihn nötigt, über dasselbe hinauszuzechen und anderes Sein ausser sich vorauszusetzen.

Diese Art von Denkprocess ist weder ein Denken in Bildern noch in Abstractionen von denselben; H. kennt dieses Denken nicht oder nur in sehr verdunkelter Weise. Er verlegt nämlich den Real- und Causalgrund alles Denkens in das Unbewusste, obwohl sich Gedanken bei ihm vorfinden, deren Consequenzen ihn auf eine andere Weltanschauung führen könnten. So behauptet er (C. III, P. 400): „Mein Selbstbewusstsein ist das Bewusstsein meiner selbst, d. i. das Bewusstsein des Subjectes meiner Geistesthätigkeit; unter Subject meiner Geistesthätigkeit verstehe ich aber denjenigen Theil der vollständigen Ursache meiner Geistesthätigkeit, welcher nicht äusserlich ist, also die innere Ursache derselben. Das Selbstbewusstsein ist also nur ein specieller Fall der Anwendung des Bewusstseins auf ein bestimmtes Object, nämlich auf die supponirte innere Ursache der Geistesthätigkeit, welche mit dem Namen Subject bezeichnet wird.“ In dieser Stelle ist der Gedanke des Geistes von sich selber als einer Ursache ausgesprochen. Hätte H. diesen Gedanken tiefer untersucht, so hätte er ihn offenbar als keine blosse Abstraction ansehen und behaupten können, „das Bewusstsein stelle nur in der Form der Sinnlichkeit vor.“ (C. I, S. 375.) In Folge dieser Annahme verlegt er das Denken des Realgrundes lediglich in das Absolute, was ihm das Unbewusste ist. „Da das Bewusstsein (S. 375.)

*) Man vergleiche hierüber die lichtvolle Auseinandersetzung bei Weber, die Geschichte der neuern deutschen Philosophie und die Metaphysik, Münster bei Brunn 1873, im 3. Heft.

schlechterdings gar nichts vorstellen kann, es sei denn in Form der Sinnlichkeit, so folgt, dass das Bewusstsein nun und nimmermehr sich eine directe Vorstellung machen kann von der Art und Weise, wie die unbewusste Vorstellung vorgestellt wird, es kann nur negativ wissen, dass jene auf keine Weise vorgestellt wird, von der es sich eine Vorstellung machen kann. Höchstens kann man noch die sehr wahrscheinliche Vermuthung äussern, dass in der unbewussten Vorstellung die Dinge vorgestellt werden, wie sie an sich sind, da nicht abzusehen wäre, woher für das Unbewusste die Dinge anders scheinen sollten, als sie sind, vielmehr die Dinge das, was sie sind, eben nur desshalb sind, weil sie so und nicht anders vom Unbewussten vorgestellt werden.“

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, wie unrichtig H. das Wesen der bewussten Vorstellung hinsichtlich ihrer Form auffasst. Die Thatsachen unseres eigenen Selbstbewusstseins zeigen uns ausser dem Denken in der Form der Sinnlichkeit ein Denken unsinnlicher Art, was nicht in das Unbewusste zu verlegen ist. Es hat also H. selbst unter Voraussetzung der Existenz seines Unbewussten die Grenze zwischen dem Denken des Letzteren und des Bewussten unrichtig gezogen. Allerdings existirt im Menschen ein Unbewusstes, aber nicht als Absolutes, wie H. will, sondern als die Voraussetzung, als das Real- und Causalprincip der geistigen Erscheinungen, aber nur vor Eintritt des Selbstbewusstseins.

Wie H. das Verhältniss des bewussten Denkens zu dem „Unbewussten“ unrichtig bestimmt, so finden sich bei ihm nicht minder falsche Anschauungen über die Entstehung des Bewusstseins. H. vertritt in diesem Punkte, freilich nur theilweise, die Grundanschauung des Materialismus: „alle bewusste Geisteshäufigkeit kann nur durch normale Function des Gehirns zu Stande kommen“ (C, II, P. 388), ein „Fundamentalsatz“, der nur durch Ignoriren oder spitzfindiges Wegdeuteln umzustossen sei. Dieser Fundamentalsatz aber wird von den Materialisten selbst unserem Phil. nicht zugegeben, insofern er nämlich ausser der bewussten Geisteshäufigkeit eine unbewusste kennt, ohne deren Beihilfe die bewusste Geisteshäufigkeit auf Schritt und Tritt gelähmt würde, (ibid S. 388), die von den Hirnfunctionen unabhängig sei und als etwas Selbstständiges bestehe. Die Materialisten erkennen ausserhalb der Hirnfunction gar kein Denken irgend welcher Art an und werden also Hs. Phil. nicht als eine solche betrachten, „welche allen Resultaten der Naturwissenschaften volle Rechnung trägt und

den an sich berechtigten Ausgangspunkt des Materialismus ohne Einschränkung in sich aufnimmt.“ (ibid. S. 387). Wenn demnach unser Philosoph behauptet, fast alle Naturforscher, Physiologen und Aerzte seien Materialisten (C. II, S. 386), so würde dieser Umstand für sein System nur dann angeführt werden dürfen, wenn es den materialistischen Grundsatz ohne wesentliche Veränderung in sich aufgenommen hätte. In dem Unbewussten hat jedoch der Materialist ein Problem vor sich, was für ihn von seinem Standpunkt unlösbar ist. H. stellt in seinem Werke C. II im Sinne der Materialisten die Gründe zusammen, welche für den „Fundamentalsatz“ vom bewussten Denken sprechen. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist nicht in der Lage, die angeführten Data vom Standpunkt naturwissenschaftlicher Forschung zu prüfen; er will darum das Urtheil bedeutender Naturforscher anführen, nach deren Aufstellungen der materialistische Fundamentalsatz sich nicht halten lässt. Der berühmte Anatom Hyrtl kommt in seiner Schrift „die materialistische Weltschauung unserer Zeit,“ Wien 1865 hinsichtlich des Gehirns als Bedingung des Denkens zu einem vollständig antimaterialistischen Resultat. Wenn in neuerer Zeit von materialistischer Seite, besonders von Vogt, die Darwinsche Theorie über die natürliche Zuchtwahl ausgebeutet worden ist, so hat auch diese namhafte Gegner unter den Naturforschern selbst, zumal aus der Generation der älteren; hierher sind zu rechnen die angesehenen Paläontologen Murchison und Göppert. Auch der grosse Physiologe Virchow kann sich mit dieser Theorie nicht recht befrieden. In seiner Schrift: „Menschen- und Affenschädel“, Berlin 1873, Lüderitz’sche Buchhandlung (IV. Ser. 96. Heft der gemeinverständlichen Vorträge, herausgegeben von Holzendorff und Virchow), weist er von S. 22 an nach, dass bei fortschreitender Entwicklung des Affen nie ein Mensch entstehen könne. Die Aehnlichkeit des jungen Affen mit Menschenkindern ist nach ihm sehr viel grösser als die der alten Affen mit erwachsenen und ausgebildeten Menschen. Mit jedem Monat und Jahre des Lebens wird der Schädel auch der am meisten menschenähnlichen Affen dem Menschen unähnlicher. Man darf bestimmt aussagen: ein thatsächlicher Nachweis der Abstammung des Menschen vom Affen ist bis jetzt nicht geliefert worden. Ganz ähnlich äusserte sich Virchow in einem Vortrag „über Abstammung des Menschen“ in der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Schwerin am 22. Sept. 1871: „Man fühlt bei uns eine gewisse Abneigung, die Richtigkeit der Affentheorie anzuerkennen. In der That ist der Uraffe, das Postulat der speculativeu

Naturwissenschaft, noch nicht gefunden.“ Derselbe Forscher bekennt, „dass aller menschlichen Wissenschaft die Thatsache des geistigen Selbstbewusstseins im Menschen durchaus unerklärlich sei.“ In demselben Sinn äussern sich Tyndall und E. du Bois-Raymond. T. sagte in der britischen Naturforscherversammlung im Aug. 1868: (Ausland, Jahrg. 1871 Nr. 38, Red. Dr. Bacmeister): „Der Uebergang von den physischen Kräften des Gehirns zu den entsprechenden Thatsachen des Bewusstseins ist nicht denkbar. Angenommen, es wäre ein bestimmter Gedanke und eine bestimmte Moleculär-Thätigkeit im Gehirn gleichzeitig, so besitzen wir nicht ein intell. Organ, oder wie es scheint, auch nur eine Spur eines solchen Organs, das uns in den Stand setzen könnte, durch einen Gedankenprocess von dem einen Phänomen zu dem andern überzugehen. Sie erscheinen zusammen, aber wir wissen nicht, warum. Wären unsere Seelen und Sinne so erweitert, gekräftigt und erhellt, dass wir im Stande wären die Moleküle des Gehirns selbst zu sehen und zu fühlen; wären wir im Stand allen ihren Bewegungen, Gruppierungen, electrischen Entladungen, wenn deren stattfänden, zu folgen, und wären wir vollständig vertraut mit den entsprechenden Zuständen des Denkens und Fühlens: so würden wir von der Lösung des Problems grade so weit entfernt sein wie je zuvor. Wie stehen diese physischen Processe mit den Thatsachen des Bewusstseins in Verbindung? Die Kluft zwischen beiden Klassen von Erscheinungen würde intell. noch immer unüberschreitbar bleiben. Lassen wir das Bewusstsein von Liebe z. B. mit einer rechts gewundenen Spiralbewegung der Moleküle des Gehirns, und das Bewusstsein des Hasses mit einer links gewundenen Spiralbewegung in Verbindung stehen, dann wüssten wir, wenn wir lieben, dass die Bewegung in der einen Richtung geschieht, und wenn wir hassen, in der andern; aber das „warum?“ würde immer noch unbeantwortet bleiben. In der Behauptung, dass das Wachsthum des Körpers mechanisch sei, und das Denken als von uns ausgeübt, sein Correlat in den physischen Kräften des Gehirns habe, ist, glaube ich, die Stellung des „Materialisten“ so weit begründet, als eine solche Stellung überhaupt haltbar ist. Ich glaube, der Materialist wird schliesslich im Stande sein, diese Stellung gegen jeden Angriff zu wahren; aber ich glaube nicht, dass er bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des menschlichen Geistes über sie hinauszugehen vermag. Ich glaube nicht, dass er berechtigt ist zu sagen, dass seine Moleculär-Gruppen und Moleculär-Bewegungen Alles erklären. In Wahrheit erklären sie gar nichts. Das

Aeusserste, was er behaupten kann, ist die Association zweier Klassen von Erscheinungen, über deren reales Band der Vereinigung er in völliger Unwissenheit ist. Das Problem der Verbindung zwischen Seele und Leib ist eben so unlösbar in seiner modernen Gestalt, wie es in den vorwissenschaftlichen Jahrhunderten gewesen ist.“

Emil du Bois-Reymond behauptet in seiner Schrift über die Grenze des Naturerkennens (Leipzig 1872 bei Veit und Comp.):

„Bei dem Bestreben, die Körperwelt zu zergliedern, gehen wir aus von der Theilbarkeit der Materie, da sichtlich die Theile etwas Einfacheres und Ursprünglicheres sind als das Ganze. Fahren wir in Gedanken mit der Theilung der Materie ins Unendliche fort, so bleiben wir mit unserer Anschauung in dem uns angewiesenen Geleise und fühlen uns in unserem Denken unbehindert. Zum Verständniss der Dinge aber thun wir keinen Schritt, da wir in der That nur das im Bereiche des Grossen und Sichtbaren Erscheinende auch im Bereiche des Kleinen und Unsichtbaren uns vorgestellt haben. Das Hinderniss, das sich uns hier entgegenstellt, ist nicht zu umgehen. Von welcher Seite, unter welcher Deckung man sich ihm näherte, man erfährt seine Unbesiegbarkeit. Die alten ionischen Physiologen standen davor nicht rathloser als wir. Alle Fortschritte der Naturwissenschaft haben nichts dawider vermocht, alle ferneren werden dawider nichts fruchten. Wir stehen hier an der einen Grenze unseres Witzes.“ Der Beweis, dass das Bewusstsein aus seinen materiellen Bedingungen nie zu begreifen ist, lässt sich mit Sicherheit führen. Der Verfasser fährt fort:

„In Bezug auf die Räthsel der Körperwelt ist der Naturforscher längst daran gewöhnt, mit männlicher Entzagung sein „Ignoramus“ auszusprechen. Im Rückblick auf die durchlaufene siegreiche Bahn trägt ihn dabei das stille Bewusstsein, dass, wo er jetzt nicht weiss, er wenigstens unter Umständen wissen könnte und dereinst wissen wird. In Bezug auf das Räthsel aber, was Materie und Kraft seien und wie sie zu denken vermögen, muss er ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch sich entschliessen: „Ignoramus!“

Wenn die Materialisten ihren „Fundamentalsatz“ in Hartmanns Sinne nicht auffassen; wenn es anderseits bedeutende Naturforscher giebt, welche diesen Fundamentalsatz verwerfen zu müssen glauben: so ist hiermit die Bewusstseinstheorie unseres Philosophen schon stark ins Gedränge gebracht. Aber dennoch würde das Unbewusste nicht länger als eine blosse Hypothese anzusehen sein, wenn H. der

thatsächliche Nachweis der Entstehung des Bewusstseins aus dem Unbewussten, den er C. III, S. 400—431 versucht, gelänge. Dies ist unseres Erachtens nicht der Fall. H. behauptet, die Thätigkeit des Bewusstseins resultire aus dem Unbewussten und einer materiellen Einwirkung, einem „Anstoss“ auf dasselbe durch die Gehirnschwingungen. Die materielle Einwirkung ist die hinter dem Bewusstsein liegende Veranlassung des Proesses der Bewusstseinserzeugung. Der Process selbst liegt im unbewussten Geist, da das Bewusstsein eben erst erzeugt werden soll. Das Wesen des Bewusstseins nun besteht in der Losreissung der im Unbewussten mit dem Willen untrennbar verbundenen Vorstellung von diesem ihrem Mutterboden. Vor der Entstehung des Bewusstseins hat der Geist nur diejenigen Vorstellungen, die durch den Willen hervorgerufen, den Inhalt desselben bilden. Da greift die organisierte Materie ein und ihr Anstoss schafft dem erstaunten Individualgeist eine von ihm nicht gewollte Vorstellung. Das Unbewusste in der Einheit, seiner beiden Momente stützt darüber; „dieses Stützen, das den Eindringling von Vorstellung im Unbewussten macht, dies ist das Bewusstsein.“ Dieser Darstellung gemäss hat das Unbewusste, indem es Bewusstsein erzeugen soll, selber schon eine Art Bewusstsein. Was ist denn das „Stützen“ oder, wie H. es auch ausdrückt, „der Aerger“ des Unbewussten anders? *) Eine andere Schwierigkeit begegnet uns, wenn wir uns den materiellen „Anstoss“ näher ansehen, der im Proesse der Bewusstseinsentstehung auf das Unbewusste einwirkt. Die Materie ist nämlich nach H. etwas Geistiges. C. V. sucht unser Phil. das Wesen der Materie als Wille und Vorstellung aufzuzeigen, die auch das Wesen seines Unbewussten ausmachen. In der Auseinandersetzung von der Entstehung des Bewusstseins behauptet unser Phil., die organisierte Materie greife in den Frieden, den der Wille vor der Entstehung des Bewusstseins mit sich selber gehabt, ein. Sie erscheint also dem unbewussten Geiste gegenüber als etwas Fremdartiges. Das ist sie aber nicht, wenn die Wesensgleichheit von Geist und Materie statuiert wird, wie H. C. V. thut. Dadurch stösst er seine ganze Erklärung von der Entstehung des Bewusstseins um. Nicht durch eine

*) Es hilft H. nichts, wenn er behauptet, er meine mit dem Stützen des Willens einen schon mit Vorstellung erfüllten Willen. Ein solcher Wille ist ja nicht mehr unbewusst. Es handelt sich um den Entstehungsprocess des Bewusstseins; in diesem Process muss das Stützen nach H. selbst als eintretend gedacht werden, sobald die von Aussen kommende Vorstellung an den Willen herankommt und als „Motiv“ auf ihn wirkt.

Rückwirkung des Unbewussten auf Fremdartiges, sondern auf Wesensgleiches, durch Rückwirkung des Unbewussten auf einen von ihm ausgehenden Anstoss entsteht nun das Bewusstsein! Mit anderen Worten: H. hat überhaupt nicht gezeigt, auf welche Art sein Unbewusstes bewusst geworden; denn woher jener Anstoss des Unbewussten in ihm selber und woher die Reaction des Unbewussten auf diesen Anstoss? Hätte H. die Thatsachen des Selbstbewusstseins, namentlich den Ichgedanken, genauer erforscht, als es von ihm geschehen, dann wäre es ihm gelungen, ein Unbewusstes zu finden, allerdings nicht in seinem Sinn, sondern den in jedem Menschen vor dem Ichgedanken vorhandenen potentiellen Geist, zu dessen Erklärung nicht ein Unbewusstes, sondern nur ein absolut Bewusstes hinreicht. Wir stimmen darum Haym vollständig bei, wenn er in seiner Kritik des Hartmannschen Systems (vergl. preuss. Jahrbücher, herausgegeben von Treitschke und Wehrenpfennig, 31. Bd., 2. Heft, S. 138 und 139) über das Unbewusste sagt: „Alles in Allem: es ist eine alte Geschichte in neuer Wendung. Dieselbe Selbstdäuschung bei Hartmann wie bei Fichte und Hegel. Wie diese in das leere Ich und das leere Sein aus dem Füllhorn des empirischen Daseins allmählig mit allerlei kleiner, in Abstraction und Dialektik sich versteckenden Grissen allen möglichen Inhalt hineintragen, so füllt jener sein Unbewusstes gleichermassen, Naturwissenschaftliches und Logisches durcheinander röhrend, nach und nach mit dem ganzen Inhalt des Bewusstseins.“

III.

Aus der Beweisführung, die H. für die Existenz seines Unbewussten versucht, heben wir als besonders interessant den Geschichtsbeweis hervor. Indem wir gerade diesen Punkt herausgreifen, thun wir H. in keiner Weise ein Unrecht. Denn er selbst sagt Seite 13: „Die Kapitel der ersten beiden Abschnitte beweisen sämmtlich und jedes für sich die Existenz des Unbewussten.“ Nun gehört aber das Kapitel vom „Unbewussten in der Geschichte“ in den 2. Abschnitt des Werkes und kann also unbeschadet des Zusammenhangs für sich besprochen werden. Natur und Geschichte, so lautet H.'s Ausführung, oder die Entstehung der Organismen und die Entwicklung des Menschengeschlechts sind 2 parallele Probleme. Die Frage heisst in beiden Fällen: partikuläre Zufälligkeit oder allgemeine Nothwendigkeit der Resultate, todte Causalität oder lebendige Zweckmässigkeit, blosses Spiel der Atome und Individuen oder einheitlicher Plan und Leitung des Ganzen? H. entscheidet sich wie in der Natur, so in der

Geschichte für die Zweckmässigkeit. Was dabei täuschen kann, ist der Schein der Freiheit der Individuen. Wir sehen, H. lässt keine Freiheit im Menschen zu. Er beruft sich hierbei auf das „einstimmige“ Resultat der neuern Philosophie; letztere habe die Frage der Willensfreiheit dahin entschieden, dass von einer empirischen Freiheit des einzelnen Willensactes im Sinne der Unbedingtheit keine Rede sein könne, da dieser wie jede andere Naturerscheinung unter dem Gesetze der Causalltät stehe und aus dem augenblicklich gegebenen geistigen Zustande des Menschen mit Nothwendigkeit folge. Eine ausserhalb der naturgesetzlichen Causalität stehende Willensfreiheit könne höchstens im übersinnlichen Gebiet, nicht in dem einzelnen Willensact wohnen, da jeder solche in die Zeit falle, also in das Gebiet der Erscheinungswelt gehöre und damit dem Causalitätsgesetz, d. h. der Nothwendigkeit unterworfen sei. Wir können nicht umhin, diese Anschauung von menschlicher Freiheit als eine irrthümliche, als eine den klar vorliegenden Daten unseres Selbstbewusstseins widersprechende zu bezeichnen. Mag immerhin der einzelne Willensact unter dem Gesetz der Causalität stehen und aus dem augenblicklichen geistigen Zustande des Menschen und den auf ihn wirkenden Motiven folgen, so ist doch diese Folge keine naturnothwendige. Wie in dem Selbstbewusstsein der Menschengeist sich als eine Causalität von Erscheinungen zuerst unwillkürlich, dann in reflectirender Wiederholung erfasst, ebenso ist seine sich einstellende Willenstätigkeit in ihrem Beginn eine absichtlose und unwillkürliche, die aber zu einer absichtlichen und willkürlichen wird mit der Möglichkeit, sich für oder wider besseres Wissen zu entscheiden. Sollte das jedem Menschen inwohnende Bewusstsein von dieser freien Thätigkeit und der daran sich anschliessenden Verantwortlichkeit Schein und Täuschung sein? Wenn wir die ausserhalb der naturgesetzlichen Causalität stehende Willensfreiheit im übersinnlichen Gebiet zu suchen haben, wie H. selbst zugiebt, dann steht nichts im Wege, unsern Geist als diejenige übersinnliche Causalität anzusetzen, in der die Erscheinungswelt der einzelnen Willensacte in nächster Instanz wurzelt.

Aber gesetzt, fährt H. fort, wir liessen die empirische Willensfreiheit gelten, so würde, wenn wir einen planvollen Entwicklungsgang anerkennen, dieser nur dann das Resultat der Freiheit der Individuen sein können, wenn das Bewusstsein des nächsten zu thuenden Schrittes mit seiner ganzen Bedeutung und seinen Folgen in jedem

mit Freiheit an der Geschichte Mitwirkenden vorhanden wäre, ehe er thätig eingreift. Allerdings nähern wir uns seit dem letzten Jahrhundert jenem idealen Zustand, wo das Menschengeschlecht seine Geschichte mit Bewusstsein macht, aber nur sehr von Weitem und in hervorragenden Köpfen; der grössere Theil des Weges dahin ist noch nicht überwunden. Die Zwecke des Einzelnen sind immer selbstsüchtig, und wenn er bei Förderung seines Wohls das Wohl des Ganzen fördert, so ist das nicht sein Verdienst. Die Ausnahmen von dieser Regel kommen für das grosse Ganze nicht in Betracht. Das Wunderbare ist aber dabei, dass auch der Geist, der das Böse will, das Gute schafft, dass die Resultate durch Combination der vielen verschiedenen selbstsüchtigen Absichten andere werden, als der Einzelne sie beabsichtigt, und dass sie zuletzt zum Wohle des Ganzen ausschlagen. Auch Jahrtausende des Stillstandes auf einer Stelle der Erde dürfen uns nicht beirren, wenn nur diese Culturstufe zu irgend einer Zeit einen bestimmten Beruf erfüllt hat und während dieser Zeit an einer andern Stelle die Entwicklung vorwärts geht. Die Entwicklung des Grossen und Ganzen geht fort, wenn auch nur immer ein oder wenige Momente im Fortschritt begriffen sind und die Felder der übrigen brach liegen; die übrigen werden zu gelegener Stunde in Angriff genommen und zwar so, dass der früher erreichte Gipfel in die neue Entwickelungsphase mit eingeschlossen ist. Nur die zu enge Beschränkung des historischen Gesichtskreises macht blind gegen die grosse Wahrheit der Entwicklung. Gegen die früheren Culturperioden erscheint die Gegenwart vorgeschieden durch extensive Zunahme und intensive Steigerung, und sie verbürgt mit wachsender Wahrscheinlichkeit die Unverlierbarkeit des einmal Gewonnenen. Allerdings wird uns der freie Besitz unserer Culturgüter noch durch den Kampf gegen die in unsere Zeit hereinragenden Schatten des Mittelalters verkümmert und verbittert; aber wir dürfen uns nicht verblenden lassen gegen die historische Berechtigung dieser rechtlos gewordenen Existenzen für die Vergangenheit und ihre bleibende Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit. Wenn die Antike vorzugsweise die schöne Sinnlichkeit und die Phantasie entwickelte; wenn die Verstandesbildung uns heute das Recht giebt, die Formen des mittelalterlichen Lebens für relative Barbarei zu erklären, so war es die Aufgabe des Germanenthums, die Vertiefung des Gemüths in einer allerdings zunächst einseitigen Weise zu verwirklichen, und das konnte es am besten ~~anbringen~~ au den Idealen der christlichen



Culturidee. Einer Ungerechtigkeit gegen das Mittelalter macht sich Buckle schuldig, indem er den bewussten Verstand, der allerdings über Sinnlichkeit, Phantasie und Gemüth steht, als einzigen Massstab für die Culturentwickelung betrachtet, was er keineswegs ist, da zu dieser die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte gehört. Buckle erklärt, anstatt nach den treibenden unbewussten Ideen der Geschichte zu suchen, dieselbe als ein Product bewusster Reflexionsarbeit. Die unbewusste Vernunft entfaltet sich aber ebenso in Sinnlichkeit, Phantasie und Gemüth wie in der Reflexion des bewussten Verstandes. — Wenn irgend etwas geeignet ist, den grossen Fortschritt in geistiger Beziehung von den Griechen zur Gegenwart zu beweisen, so sind es die Fortschritte der Phil. der letzten 200 Jahre. Die Phil. als der letzte Summenzieher der eine Culturperiode tragenden Ideen und als die Blüthe des historischen Selbstbewusstseins der unbewussten Idee kann als der treuste Repräsentant des geistigen Horizonts eines Zeitabschnittes gelten. Die in den verschiedenen Philosophieen bestehende Entwicklung hat uns Hegel gelehrt. Freilich haben die einzelnen Mitarbeiter von ihrer Zusammengehörigkeit keine Ahnung gehabt; sie trafen in Bezug auf den Platz, den sie in der von ihnen selbst nicht überschauten Entwickelungsreihe einnahmen, ebenso instinctiv das Richtige, wie die Conception ihres Grundprincips ihnen aus dem Quell des Unbewussten entsprang, so dass die moderne Geschichtsschreibung der Phil. zu bezeichnen ist als das zum Bewusstsein bringen der unbewusst zwischen den verschiedenen Philosophieen obwaltenden Beziehungen. Da jede dieser Philosophieen nur der bewussteste Ausdruck der soeben ihren Gipfel überschritten habenden Culturperiode ist, der letzte aus der gemeinsamen dunklen Wurzel entsprossene Blüthenzweig, so müssen die Culturepochen als Ganze genommen ebenso sich als Phasen einer aufsteigenden Entwickelungsreihe verhalten, wie die gemeinsamen Wurzeln, d. h. die unbewusst treibenden Ideen einer jeden von ihnen oder wie deren bewussteste Ausdrucksformen. Welches die unbewusste treibende Culturidee in einem bestimmten Zeitabschnitt sein solle, kann nur durch das Unbewusste selbst in Bezug auf die gerade dann erforderliche Entwickelungsphase bestimmt werden; denn die menschlichen Individuen selbst, welche die dieser Phase entsprechenden Leistungen vollziehen, ehe sie zum Bewusstsein der unbewussten Idee gelangen, von der sie getrieben werden, können nicht die Ursache dieser Phase der Idee sein, da die Menschheit vor Einführung derselben in den

Gesamtorganismus der Entwicklung und von der Nothwendigkeit gerade dieser Entwickelungsphasen eines Zeitabschnitts erst lange nach Abschluss der betreffenden Periode ein Bewusstsein erlangt. — Die Mittel zur Verwirklichung einer bestimmten Phase der Idee in einer gewissen Periode sind 2: 1.) Einpflanzung eines instinctiven Dranges in die Massen, 2) Production von wegweisenden und bahnbrechenden Genies. Der dunkle Drang in Völkerwanderungen, Kreuzzügen, religiösen, politischen und socialen Revolutionen, der dieselben mit dämonischer Gewalt zu einem ihnen unbewussten Ziele lenkt, ist sich „des rechten Weges wohl bewusst,“ wenn er auch meist glaubt, dass dieser Weg zu einem andern Ziele führe, als er es wirklich thut. In ähnlicher Weise erreicht die Geschichte auch ohne eigentliche Entflammung von Massen durch die Initiative hervorragender Männer Resultate, die von den bewussten Absichten derselben weit entfernt sind. Alexander, Cäsar u. A. sind auf diese Weise Helden, die vom Unbewussten düpirt wurden. Auch erreicht das Unbewusste Ziele, indem es im rechten Augenblick das rechte Genie erweckt, das befähigt, eine Aufgabe zu lösen, deren Lösung die Zeit dringend bedarf. Der rechten Zeit hat noch nie der rechte Mann gefehlt, und das Geschrei, dass es an Männern für gewisse dringende Aufgaben fehle, beweist nur, dass diese Aufgaben irrthümlich gestellt sind oder nicht im Plan der Geschichte liegen. Eine schlechthin hier unlösbare Aufgabe ist z. B. die Verjüngung und Kräftigung zum Verfall und zur Auflösung bestimmter Staaten. Zwischen historischen Aufgaben und Individuen mit der Specialbefähigung, dieselben zu lösen, besteht eine prästabilirte Harmonie. — Die gesammte innere geistige Entwicklung der Menschheit bildet den eigentlichen Inhalt der Menschen geschichte; Staat, Kirche und Gesellschaft haben für diese Entwicklung nur den Werth eines stützenden Rahmens, der, durch unbewusste Geistesthätigkeit der Individuen producirt, seinerseits wieder die Ausbildung des bewussten Geistes trägt und fördert. Jeder geistige Fortschritt erzeugt eine Steigerung der Leistungsfähigkeit des materiellen Organs des Intellects, und diese wird durch Vererbung dauernder Besitz der Menschheit, eine erkommene Stufe, die das Weiteraufsteigen zur nächsten erleichtert, d. h. die Fortschritte des geistigen Besitzes der Menschheit gehen Hand in Hand mit der anthropologischen Entwicklung der Race. Eine anthropologische Veredelung der Race, die aus andern Ursachen als geistigem Fortschritt entspringt, muss die intellectuelle Entwicklung fördern. Von letzterer Art ist die Ver-

edelung der Race durch geschlechtliche Auswahl oder die Concurrenz der Racen und Nationen im Kampf ums Dasein. Keine Macht der Erde ist im Stande, die Ausrottung der inferioren Menschenrassen, die als stehen gebliebene Reste früherer Entwickelungsstufen fortgelebt haben, aufzuhalten. Je schneller die Ausrottung der zur Concurrenz mit der weissen Race unfähigen Naturvölker betrieben und je rascher die Erde ausschliesslich von den bis jetzt höchst entwickelten Racen occupirt wird, um so schneller wird der Kampf der verschiedenen Stämme innerhalb der hochstehendsten Race grossartig entbrennen, desto früher das Schauspiel der Absorption der niedern Race durch die höhere unter Stämmen und Völkern sich wiederholen. Der Unterschied ist, dass sich diese Völker weit ebenbürtiger, als die niedern Rassen mit Ausnahme der mongolischen bisher der kaukasischen Race gegenüber erwiesen haben. Hieraus folgt, dass der Kampf ums Dasein zwischen Völkern, weil er mit ebenbürtigeren Kräften geführt wird viel opferreicher sein muss als der zwischen Racen, dass der Kampf ums Dasein um so unbarmherziger, zugleich aber für die Entwicklung der Gattung um so förderlicher ist, je näher sich die mit einander concurrirenden Varietäten stehen. Relativ gleichgültig ist es, ob dieser Kampf mit Waffen geführt wird oder in anderen scheinbar friedlicheren Formen der Concurrenz sich bewegt. Die Opfer auch des grössten Krieges sind unbedeutend gegen die Vernichtung von Millionen Menschen, die zu Grunde gehen, wenn z. B. ein Volk von einem industriell höher entwickelten mittelst des Handels ausgesaugt und eines Theils seiner bisherigen Erwerbsquellen beraubt wird. In dem Kampf ums Dasein wird die Erde zur ausschliesslichen Beute der höchstentwickelten Völker, die Erdbevölkerung wird immer cultivirter; durch die von Bodengestaltung und Klima bedingten Differenzirungen werden innerhalb des zur Herrschaft gelangten Volkes immer neue Entwickelungskeime geschaffen, die immer nur durch den grausamen Kampf ums Dasein zur Entfaltung gelangen. Diese Perspective erscheint vom teleologischen Standpunkt im Hinblick auf das Endziel einer hohen intellectuellen Entwicklung grossartig. Durch den Jammer von Milliarden menschlicher und thierischer Individuen lässt sich das Unbewusste nicht beirren, sobald diese Qualen nur der Entwicklung und damit seinem Endzweck zu Gute kommen.

Die vorgeschichtliche Kulturperiode, die vor 3 - 4000 Jahren mit der grossen Völkerwanderung der Arier begann, hat zu ihrem geistigen Inhalt, der anfangs sehr roh ist, Sprache, Mythologie und Tech-

nologie; die zum Stamme erweiterte Familie ist die Form, in welche dieser Inhalt gefasst ist. Die Verbindung der 3 Instincte Geschlechtstrieb, Geselligkeitstrieb und Feindschaftstrieb Aller gegen Alle sind beim Menschen etwas Höheres als beim Thiere, welches letztere immer in die unorganische Masse der Heerde zurücksinkt. Der höhere unbewusste Inhalt dieser Instincte zeigt sich beim Menschen darin, dass ihre nächsten Producte, Familie, Geschlecht und Namen als Keimbläschen für alle späteren politischen, kirchlichen und socialen Formen anzusehen sind. Im Familienhaupt sind König, Priester, Lehrer und Arbeitsherr noch in ungetrennter Einheit verbunden. Aber jedes der 3 Gebiete hat die Tendenz, sich zu einem formalen Organismus zu entwickeln, der nach Möglichkeit über die andern Lebensphären dominirt. Dasjenige der 3 Gebiete, auf dessen Ausbildung in einer Periode die meiste Volkskraft verwendet wird, dominirt in derselben. Die zuerst hervortretenden Seiten enthalten die anderen implicite in sich. Die Entwicklung des Staates ist überall das erste und dringendste Erforderniss; er muss aber die kirchlichen und socialen Functionen, so weit sie aus dem Kreise der Familie herausgetreten sind, mit versehen. Da die Kirche erst als das zweite Element auftrat, konnte sie den von ihr vorgefundenen Staat nicht in der Weise resorbiren, wie im antiken Leben der Staat die noch unentwickelte Kirche, sondern konnte ihn nur in die zweite Reihe zurückdrängen. Im letzten Jahrhundert gewann das weltliche Leben wieder die Oberhand; aber der Staat siegte nur scheinbar über die Kirche; die socialen Interessen sind es, welche die kirchlichen zurückgedrängt haben, und nur weil die Gesellschaft als solche erst im Begriff ist, sich einen eigenen Organismus zu schaffen, hat vorläufig der Staat die Kirche in Vertretung gewisser socialer, besonders wirthschaftlicher Interessen überholt, während andererseits auch die Kirche ihre beste Beharrungskraft aus gewissen noch jetzt von ihr vicarirend vertretenen socialen Functionen schöpft. Diese Phase ist darum so interessant, weil sie wahrhaft etwas Neues unter der Sonne bietet. Die beginnende Entwicklung der Gesellschaft als solcher zu einem selbstständigen Organismus neben Staat und Kirche ist etwas so Neues, dass Wenige nur sie bemerken. Die Meisten glauben, weil der Staatsorganismus jetzt vicarirend sociale Functionen vollziehen muss (z. B. Jugendunterricht, Armenpflege), diese Dinge seien wirklich Staatsaufgaben. Die Gesellschaft ist, positiv ausgedrückt, die Organisation der Arbeit im weitesten Siene. Organisation der Arbeit bedeutet zunächst die

Ordnung und Regelung der Arbeitsteilung unter Geschlechtern und Individuen, außerdem die Vorbereitung der Jugend zur Arbeitsfähigkeit und die Sorge für die arbeitsunfähig Gewordenen. Der Begriff der Vertheilung der Arbeit schliesst die Körper- wie Geistesarbeit in sich und nicht minder die Arbeit der Erziehung und socialen Selbstverwaltung. Die Tendenz dieser Herausarbeitung eines socialen Organismus (Socialismus) geht dahin, die Freiheit der Concurrenz, die es den überlebten Schranken gegenüber erst völlig zu entfesseln galt, zu Gunsten einer systematischen Arbeitsteilung zu beschränken und zu verhindern, dass der Gewinn des Einen nur zu oft durch unverhältnismässige Verluste des Andern erkauft werde. Aber diese Phase liegt noch so sehr in den ersten Anfängen, dass das Wie solcher künftig gewiss Platz greifender Organisationen bisher noch in keiner Weise zu bestimmen ist. Nach dieser Auseinandersetzung wirft H. noch einen, wie er sagt, flüchtigen Blick auf die Entwicklung der Formen des Staates, der Kirche und der bisher nur implicite gegebenen Gesellschaft.

Die Aufgabe in der Entwicklung der Staatsidee ist, Grossstaat und Republik als die vorzüglicheren Formen mit einander zu verbinden; das Mittel dazu ist die indirekte Verwaltung. Die Neuzeit spricht mit dem Postulat der allgemeinen Menschenfreiheit das entscheidende Wort; sie strebt nach Grossstaaten, die an den Nationalitäten ihre natürlichen Grenzen haben; sie führt die griechische Städterepublik in der Selbstverwaltung der Städte und Gemeinden zurück und findet in dem Princip der Vertretung durch gewählte Abgeordnete das Mittel zum Aufbau einer Republikenpyramide, von der bis jetzt das beste Beispiel in Nordamerika besteht. Diese Pyramide wird nach allgemeiner Verbreitung der Kultur alle Länder der Erde umfassen. Die Constitution als Mittelding von Monarchie und Republik hält H. für eine ungeheure officielle Lüge, die nur als Uebergangsform und politische Schule der Völker Berechtigung habe. In der Staatenrepublik, die zu Stande kommen wird, wenn die einzelnen Staaten Republiken geworden sind, wird der Naturzustand der Staaten unter einander in den Rechtszustand und der Selbstschutz durch den Krieg in den Rechtsschutz durch die Staatenrepublik übergehen.

Die Kirche dient ausschliesslich dem Bedürfniss der Religiosität und zwar nur derjenigen, welche einen gemeinsamen Cultus zu ihrer Befriedigung verlangt oder gar sich zu schwach fühlt, um im Bewusstsein des eigenen Ich eine genügende Grundlage für sich zu er-

kennen, und an der sichtbaren Kirche einen greifbaren äusserlichen Halt als Ersatz des Innerlichen sucht. Bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Culturvölker ist die Kirche noch ein Moment von höchster Wichtigkeit und wird es, wenn auch die dritte Stelle hinter Gesellschaft und Staat einnehmend, noch lange bleiben. Anfangs ist der Staat die erste der 3 Formen und die Kirche in ihm befangen. Die Idee einer kosmopolitischen Kirche kann immer nur das Resultat einer Revolution sein. Der Kosmopolitismus der mittelalterlichen Kirche ist von der grossartigsten politischen und socialen Bedeutung; denn er giebt zum erstenmal den Angehörigen verschiedener Völker ein solidarisches Bewusstsein, erweitert den friedlichen Verkehr derselben unter einander und bereitet das kosmopolitische Bewusstsein der modernen Zeit vor, das sich auf dem socialen Humanitätsprincip erhebt und die Schranken der kirchlichen Gegensätze überwindet. So führt uns die Kirche zur dritten Form, zur Gesellschaft hinüber. Diese erscheint im Laufe der Geschichte in 4 Formen, welche sind: 1) der freie Naturzustand, 2) die persönliche Herrschaft, 3) die Kapitalherrschaft, 4) die freie Association. Die letzte Phase macht die vorangehenden überflüssig, sobald Charakter und Verstand des Arbeiters bis zu dem Grade der Bildung entwickelt sind, um durch freies Ueber-einkommen einen ihm angemessenen Theil der Arbeit in der allgemeinen Arbeitsteilung zu übernehmen. Die Schwierigkeit hierbei besteht darin, den Arbeiter zu der Reife zu erziehen, um aus dem Juche der Kapitalherrschaft freigelassen den ihm zukommenden Platz angemessen auszufüllen. Diese Erziehung zu üben ist die wichtigste sociale Aufgabe der Gegenwart. Die freie Association wird die Zukunft hervorbringen, wenn man auch nicht genau sagen kann, mit welchen Mitteln und Wegen, ob durch eine friedliche Entwicklung oder durch Katastrophen, die an Furchtbarkeit alles bisher Dagewesene übertreffen werden. In dieser letzten Phase wird die wirkliche Auszahlung von Geld (mit Ausnahme der Scheidemünze) durch die allgemeine Einführung der Buchwirthschaft ebenso überflüssig werden, wie in den vorhergehenden der Naturalienaustausch durch die Geldwirthschaft. Die Phase der freien Association wird die der Kapitalherrschaft bei weitem übertreffen — man denke an eine einheitliche Organisation von Production und Absatz auf der ganzen Erde, analog einer eben solchen einheitlichen politischen Organisation; dem entsprechend wird der Wachsthum des Erdenreichthums in um so schuelerer Progression stattfinden. Das Endziel dieser socialen Ent-

wickelung würde sein, dass jeder bei einer Arbeitszeit, die ihm für seine intell. Ausbildung gehörige Musse bietet, ein comfortables oder menschenwürdiges Dasein führe. So würde der politische Endzustand dem Menschen die äussere, formelle, der sociale Endzustand die materielle Möglichkeit gewähren, nunmehr seine positive eigentliche Aufgabe zu erfüllen, zu deren Erfüllung die inneren Bedingungen in der intell. Entwicklung gesucht werden müssen.

In dem Ganzen der Entwickelung können wir einen einheitlichen Plan, ein klar vorgeschriebenes Ziel nicht erkennen, obwohl wir zugeben müssen, dass die einzelnen Handlungen, welche die Geschichtsstufen herbeiführten, keineswegs dieses Ziel im Bewusstsein hatten. Folglich müssen wir auch anerkennen, dass noch etwas Anderes als die bewusste Absicht der Einzelnen oder die zufällige Combination der Handlungen in der Geschichte verborgen wirkt, „jener weitreichende Blick, der schon von ferne entdeckt, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird und die selbstsüchtigen Zwecke des Einzelnen bewusstlos zur Vollführung des Ganzen ausschlagen.“ (Schiller, VII, 29—30.) Meine That, sei sie das Werk meiner Freiheit oder das Product meines Charakters und der wirkenden Motive, bringt einen andern als meinen Willen zur Verwirklichung. Das ist nur möglich, wenn ich unbewusst noch ganz etwas Anderes will, als was mein Bewusstsein ausschliesslich zu wollen glaubt, wenn ferner das Bewusstsein sich in der Wahl der Mittel zu seinem Zwecke irrt, der unbewusste Wille aber dieses selbe Mittel für seinen Zweck angemessen erwählt. Wenn wir nun aber ohne einen unbewussten Willen neben dem bewussten Willen nicht auskommen; wenn wir andererseits das uns längst bekannte Hellsehen der unbewussten Vorstellung hinzunehmen: wozu dann noch einen Gott ins Spiel bringen, wo das Individuum mit den uns bekannten Fähigkeiten allein fertig werden kann? Schicksal und Vorsehung sind nichts weiter als das Walten des Unbewussten, des historischen Instincts bei den Handlungen der Menschen, so lange ihr bewusster Verstand noch nicht reif genug ist, die Ziele der Geschichte zu den seinigen zu machen.

So weit der Nachweis H.s über die Existenz des Unbewussten aus der Geschichte. Die kritische Reflexion wird nicht umhin können, diesen Nachweis als einen mangelhaften zu bezeichnen. Ein „Unbewusstes“ kann uns als letzter zureichender Grund der Geschichtsthat-sachen nicht genügen. Das „Unbewusste“ hat zwar nach H. ausser

den negativen Attributen „unbewusst sein und unbewusst functioniren“ auch die positiven Attribute „wollen und vorstellen“; es ist jedoch einem in dieser Weise existirenden Wesen in der Consequenz des Systemes unmöglich, die letzte Voraussetzung, Anfang, Mitte und Ziel der Geschichte zu sein. Denn was unser Philosoph thatsächlich bestätigt findet, dass die einzelnen Handlungen und deren zufällige Combination nicht die Geschichtsstufen zum Ziele hatten, die sie herbeiführten; dass der Einzelne unbewusst etwas ganz Anderes will, als er ausschliesslich zu wollen glaubt, erklärt sich nur durch einen bewussten Lenker der Geschichte. Das Unbewusste existirt aber als solcher nicht; denn seine phänomenale Offenbarung ist die Welt und die Thatsachen in ihr, für die er zwar das eine identische Subject ist, aber nicht persönlich, so dass es eine von seinen Phänomenen unterschiedene und geschiedene Existenz hätte. Angenommen selbst, es habe mit der Hartmannschen unbewussten Substanz seine Richtigkeit, so müsste zur Erklärung derselben eine letzte bewusste Substanz über und ausser ihr herbeigezogen werden.

Hierzu kommt, dass das Gesetz der Entwicklung, welches H. für die Geschichte in Anspruch nimmt, mit seiner Idee vom Unbewussten sich nicht verträgt. Das Unbewusste kann in seiner immamenten Logik nicht Entwicklung sein; ihm eignet nur ein intuitives Denken, während das discursive allein der bewussten menschlichen Vernunft möglich ist. Mit der Idee des intuitiv Logischen sind wir nicht im Stande, den Begriff einer allmählichen Entwicklung zu vereinigen. Unser Philosoph hat mit Beziehung auf diesen Punkt seine inductive Methode vollständig bei Seite gesetzt; dass die Geschichte der Menschheit eine fortschreitende Entwicklung ist, hält er für eine von vornherein feststehende „grosse Wahrheit,“ die er auf den von Hegel geführten Beweis basirt. Dieser Beweis beruht in seiner Durchführung auf der Anwendung der Hegelschen dialectischen, in der Vereinigung von Gegensätzen fortschreitenden Methode, gegen die sich H. selbst in einer besonderen Schrift wendet.

Das Resultat der Hartmannschen Geschichtsphilosophie ist wie sein Princip des Unbewussten selbst für den Metaphysiker und Historiker ein unbefriedigendes. Es soll damit nicht geläugnet werden, dass in seinen Werken, sowohl in den von uns berührten Punkten als auch anderweitig nicht wenig glänzende Goldkörner sich finden; dass seine klare und durchsichtige Darstellung, welche die Klarheit und Schärfe seines Geistes wiederspiegelt, förmlich bestechend wirkt, und

dass seine Untersuchungen auch von einem tiefen, sittlichen Ernste getragen sind. Hoffentlich gelingt es der deutschen Wissenschaft, den im Herzen Deutschlands grossgezogenen Pantheismus, von dem das System Hartmanns ein Ausläufer ist, durch möglichst allseitige Erforschung des menschlichen Geistes in seinem Wesen und Wirken gründlich zu überwinden und die theistische Gottes- und Weltanschauung auf den philosophischen Thron zu erheben.

Nachtrag zu den auf S. 20 und 21 dieser Abhandlung abgedruckten Aeusserungen Virchows.

In einem am 4. März 1874 in der Berliner „afrikanischen Gesellschaft“ gehaltenen Vortrage behauptet Virchow, die Frage über den Zusammenhang der Abstammung des Menschen und Affen sei „wissenschaftlich noch lange nicht spruchreif.“



Ueber die sanitätspolizeiliche Sorge für die Pflege und Erziehung der unehelichen Kinder.

(Vortrag, gehalten am 27. Januar 1874 in der Philo-
mathie zu Neisse.)

Meine Herren! Ich hoffe auf keinen Widerspruch bei Ihnen zu stossen, wenn ich behaupte, dass die übergrosse Mehrzahl aller unehelichen Kinder hinreichender Pflege seitens ihrer Erzeuger, insbesondere seitens der Mutter, entbehrt und dass deshalb der Staat die Pflicht hat, sich um sie zu kümmern. Eher bedarf es des Beweises, dass der Staat auch ein hohes Interesse hat, sich ihrer anzunehmen. Die eheliche Fruchtbarkeit ist nämlich im Ganzen eine ziemlich kleine, mindestens in den meisten europäischen Ländern; sie beträgt im Mittel kaum 4 Kinder per Ehe, in Sardinien, den Niederlanden 4, 8, in Preussen, Oesterreich, Baiern 4, 6, in Sachsen, England, Schweiz 4, 1—4, 3, in Frankreich nur 3, 10, in Hannover 3, 4. Weil man aber erst in einem Alter zu heirathen pflegt, wo die Hälfte aller Geborenen schon wieder gestorben ist, oder welches nur die Hälfte aller Geborenen erreicht, so müssten durchschnittlich etwas mehr als 4 Kinder aus einer Ehe hervorgehen, wenn diese Kinder zusammen (nach Abzug der 2 sterbenden und der nicht heirathenden) wiederum ebenso viele Ehepaare liefern sollen. Somit reichen jetzt die ehelich Geborenen durchschnittlich kaum hin, die Bevölkerung auch nur stationär zu erhalten, und diese müsste ohne die unehelichen Geburten in vielen Ländern, z. B. in Frankreich, Hannover,

sinken. Der Prozentsatz der unehelich Geborenen zu den ehelich Geborenen ist in den verschiedenen Ländern natürlich sehr verschieden; er betrug in Preussen bis zum Jahre 1864 ungefähr 8, 5, also ungefähr den 11. Theil des gesammten Nachwuchses unserer Bevölkerung. In Baiern ist er zeitweise bis über 20 gestiegen. Weiter aber kamen bis zu derselben Zeit in Preussen von 100 ehelich Geborenen 4,046 todt zur Welt, von 100 unehelich Geborenen 5,613, so dass sich die ehelich Todtgeborenen zu den unehelich Todtgeborenen verhalten wie 1 : 1,38. Noch ungünstiger stellt sich dieses Verhältniss bis zum Ablaufe des ersten Lebensjahres; da starben von 100 ehelichen Kindern 22,38, von 100 unehelichen 37,54; man erhält also die Relation 1 : 1,66 zu Ungunsten der unehelichen. Nun ist die Sterblichkeit im Allgemeinen am grössten im ersten Lebensjahre, um dann allmählig zu sinken bis zum 14., wo sie ihr Minimum erreicht, und dann wieder beständig bis ans Ende des Lebens zu steigen. Vergleicht man aber die relative Sterblichkeit der ehelichen und unehelichen Kinder jahrweise nach Ablauf des ersten Lebensjahres, so gelangt man konstant zu der überraschenden Thatsache, dass sich das vor Ablauf des ersten Lebensjahres herrschende Mortalitätsverhältniss umkehrt und nun die Sterblichkeit der ehelichen Kinder für das 2. bis 5. Jahr durchschnittlich um circa 5 $\frac{1}{2}$, %, für das 6.—15. Jahr um circa 2 %, die der unehelichen überwiegt. Die Ursache hierfür liegt ohne Frage darin, dass alle nicht lebensfähigen unehelichen schon frühzeitig ein Opfer ihrer illegitimen Geburt werden, während diejenigen, die die erste Jugendzeit überstehen, dadurch zugleich eine Probe ihrer intensiven Lebenskraft abgelegt haben. Bei den ehelichen Kindern dagegen hilft oft Sorge, Pflege und Aufmerksamkeit über Schwäche und Kränklichkeit in der ersten Zeit hinweg, bis sie doch später ihr Recht geltend machen und ihr Opfer abfordern. Nichts destoweniger ist überall die Sterblichkeit der unehelichen Kinder über die der ehelichen im ersten Lebensjahre so überwiegend, dass sie noch zu Ungunsten der ersteren ausschlägt, wenn man die ersten 15 Lebensjahre in Rechnung bringt.

Was kann nun der Staat thun, um diesem Nothstande der unehelichen Kinder wirksam zu steuern? Nach zwei Seiten hin könnte er dabei seine Thätigkeit entwickeln, nach der administrativen und nach der strafrichterlichen. In letzterer Beziehung haben die Staaten seit Alters ihre Ohnmacht bewiesen; der Kindsmord war zur Zeit der Herrschaft der grausamsten Strafgesetze nicht seltener als er jetzt

ist, da eine mildere Anschauung herrschend geworden ist. Es kann demnach nur die Administration in Rechnung kommen; sie muss aber mit ihrer Sorge beginnen nicht erst in dem Augenblicke, in welchem sich das Kind vom Mutterleibe getrennt hat, sondern schon vorher, also während sich das Kind noch in der mütterlichen Brutstätte befindet. Hierauf weisen in nicht zu verkennender Klarheit die hohen Ziffern der unehelichen Todtgeburen im Vergleiche zu denen der ehelichen. Sie zu verringern, steht dem Staate nur ein Mittel zu Gebote, nämlich die umfassende Errichtung von Gebärhäusern. Nur müssen dieselben in erster Linie zwei Bedingungen erfüllen, sie müssen erstens den Schwangern frühe Aufnahme, etwa vom **6.** Schwangermonate an, gestatten und ihnen zweitens die Möglichkeit gewähren, die Schwangerschaft und Entbindung geheim zu halten. Beiden Bedingungen ist bei uns in den Seitens des Staates unterhaltenen Gebärhäusern nicht entsprochen; die Schwangern werden, vorausgesetzt, dass nicht Abortus oder Frühgeburt vorliegt, erst im **10.** Monate der Schwangerschaft aufgenommen und falls die ersten **10** Tage nach der Entbindung für Mutter und Kind den normalen Verlauf genommen haben, wieder von der Anstalt entlassen, ohne dass diese fragt, wo Mutter und Kind für die nächste Nacht ihr Haupt hinlegen werden oder können. Ferner wird nicht nur ein vollständiges Nationale jeder aufgenommenen Schwangern zu den Akten des Hauses gelegt, sondern eine jede trägt am Kopfende ihres Bettes eine Tafel mit demselben. Besuchen darf die Wöchnerinnen, wer irgend Lust hat. Natürlich können diese Verhältnisse keinem Mädchen, dem an der Verheimlichung seiner Schande liegt, besonders verlockend erscheinen und so kam es, dass z. B. im Jahre 1839 im Bezirke des berliner Obergerichts **38** Kindsmorde und **108** verheimlichte Schwangerschaften und Niederkünfte inquirirt wurden. Andererseits ist ja auch bei uns das Bedürfniss nach Geheimhaltung vom Staate längst anerkannt, das beweisen die zahlreichen Concessionen, die zur Errichtung von Privat-Entbindungs-Anstalten ertheilt werden. In den staatlichen Gebärhäusern Oesterreichs können zahlende Schwangere ohne Angabe ihrer Personalien die ganze Schwangerschaft, die Geburt und das Wochenbett abwarten und haben nur beim Eintritte als Anhaltspunkt für den Fall eines plötzlichen Todes die Angaben derselben versiegelt einzureichen. Welcher erdenkliche Grund liegt vor, ähnliche Einrichtungen nicht auch für die nicht Zahlenden zu gewähren. Nun werden allerdings viele Schwangere nicht in der

Lage sein, ihrerseits vollständiges Geheimniss zu bewahren; darauf kommt es aber nicht an, sondern darauf, dass das Gebärhaus denen, die das Geheimniss bewahren können oder wollen, sich nicht direkt als Mittel, es zu publiciren, gegenüber stellt. Ein Uebelstand freilich klebt den Gebärhäusern bis jetzt noch an, das ist die in denselben zumeist noch herrschende hohe Sterblichkeit der Wöchnerinnen; indess haben einzelne Anstalten bewiesen, dass sie von ihnen nicht unzertrennlich ist, so vor Allem das vortreffliche Gebärhaus in Dublin, woselbst von 159,979 Entbundenen nur 1976 = 1,23% starben. Es ist dadurch bewiesen, dass nicht der Institution des Gebärhauses an sich, sondern den einzelnen Gebärhäusern jenes Uebel zur Last fällt und es ist die Garantie gegeben, dass der Steuerung der hohen Ziffern in den Todtgeburten der unehelichen Kinder durch Gebärhäuser nicht nothwendig als trauriges Aequivalent die hohe Sterblichkeits-Ziffer der Wöchnerinnen folgen muss. Die Frage lautet also nicht mehr: darf das Gebärhaus überhaupt zur Abschaffung der genannten Uebelstände herangezogen werden, sondern: Welches sind die Ursachen der hohen Sterblichkeitsziffern in den meisten derselben, und wie kann ihnen wirksam gesteuert werden? Die Beantwortung dieser Frage spielt nicht mehr in mein Thema, aber bei der Sorgfalt und Umsicht, mit der man gegenwärtig bei der Anlage neuer Krankenhäuser versücht, bei den Erfahrungen, welche man in den letzten Jahren auf ähnlichen Gebieten (Kriegsheilkunde) gemacht, bei der Vervollkommnung der Ventilationssysteme, endlich bei dem immer unabweisbarer hervortretenden Segen des Desinfections-Verfahrens lässt sich erwarten, dass die Zeit nicht mehr fern sein kann, in der man den hohen Sterblichkeitsziffern der Gebärhäuser nur noch ein historisches Interesse schenken wird.

Es erübrigत noch, auf einen Uebelstand hinzuweisen, der sich von keiner öffentlichen Anstalt, also auch nicht vom Gebärhause wird trennen lassen. Da nämlich fest steht, dass die unehelichen Geburten überall im Zunehmen begriffen sind, da andererseits die einmal angelegte Anstalt sich mit dem steigenden Bedürfnisse nicht von selbst erweitert, so muss zuletzt ein Zeitpunkt eintreten, in welchem dem Gebärhause die Misere der Ueberfüllung droht. Absolut unzulässig, wie sie ist, muss ihr gesteuert werden; es kann dabei der Vorschlag Pappenheims, die überkompletten Aufnahme-Bedürftigen bei Hebammen ausserhalb der Anstalt unterzubringen, nur für die Fälle gelten, in denen der vermehrte Zufluss der Schwangeren ein periodischer und

seine Abnahme in kurzer Zeit zu erwarten ist. Ist aus der Statistik des Bezirkes, der an dem Gebärhause partiicipirt, zu entnehmen, dass er beständig sei, so muss dasselbe eine Erweiterung erfahren und es wird gewiss rationell sein, bei der ersten Anlage auf diese einst nothwendige Erweiterung von vornherein Bedacht zu nehmen. Die Vortheile, und seien es auch nur die der Billigkeit, liegen auf der Hand. Indem ich nun noch einmal auf die beiden Punkte zurückkomme, von denen ich glaube, dass sie die Gebärhäuser den unehelichen Geschwängerten leisten können, nämlich:

- 1) gesundheitsgemäße Pflege und Aufenthalt während der letzten Monate der Schwangerschaft, der Entbindung und der 1. Periode des Wochenbettes,
- 2) Bewahrung des Geheimnisses und dadurch Wegnahme der Furcht vor der Schande,

indem ich ferner daran erinnere, dass der Mangel dieser beiden Momente den Grund der gegenwärtigen hohen Ziffer der unehelichen Todtgeburten bildet, bekenne ich, nicht einzusehen, wie diesen beiden Punkten in anderer Weise als durch Errichtung von Gebärhäusern genügt werden könne. Es ergiebt sich als einzige Möglichkeit die Unterbringung der unehelich Geschwängerten nicht in Privat-Entbindungsanstalten, denn diese würden durch derartige Einmischung des Staates sehr bald den Charakter der öffentlichen annehmen, sondern bei Privatpersonen, in Familien. Müssten wir hier schon, den Schwächen der menschlichen Privatnatur Rechnung tragend, von vornherein darauf verzichten, dass das Geheimniss auch nur in der Minderzahl der Fälle bewahrt werde, so unterliegt es auch keinem Zweifel, dass die Kosten dieser Praxis sich zu der des Gebärhauses wesentlich höher stellen würden, denn nehmen wir selbst an, dass die Pflege der Schwangeren in der Familie nicht höher zu stehen käme als die im Gebärhause, so gehen doch die Leistungen der Schwangeren und nachher Entbundenen in diesem Falle für den Staat gänzlich verloren und wir werden weiter unten sehen, dass diese unentbehrlich werden können und unentbehrlich sind.

Ich habe bisher den Ton auf den Nutzen der Gebärhäuser gegen die hohe Sterblichkeit der unehelichen Kinder in *utero* und in dem Augenblicke, wo sie den uterus verlassen, gelegt; es greift aber noch weiter und erstreckt sich wenigstens theilweise auch auf die Sterblichkeit nach der Geburt. Es ist evident, um von der Sterblichkeit aus natürlichen Ursachen zu schweigen, dass der Kindsmord für die

Zeit des Aufenthaltes der Mütter in der Anstalt nahezu zur Unmöglichkeit wird, theils aus moralischen, theils aus äusserlichen Gründen, die aufzuzählen ich für unnöthig halte. Wird aber wie in den wenigen bei uns bestehenden Gebärhäusern die Praxis befolgt, dass Mutter und Kind am **10.** Tage post partum unbarmherzig wieder in die Welt hinausgestossen werden, vor der sie Schutz suchten, so treten natürlich wieder alle Motive des Kindsmordes in den Vordergrund und drängen in doppelter Mahnung die Mutter zu dem widernatürlichen Verbrechen. Schon aus diesem einen Grunde geht mit unabweisbar zwingender Nothwendigkeit hervor, dass der Staat das Schicksal des Kindes im Gebärhause und nach seinem Scheiden aus demselben uno tenore bewahren resp. in der Hand halten muss. Es würde ein grossartiger Fehler sein, wollte er warten, bis seine Intervention von der Einzelnen erst angerufen würde; die Hälfte möchte dann in der übergrossen Mehrzahl der Fälle zu spät kommen. Dies folgt mit Nothwendigkeit aus dem Umstande, dass überall die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre auf die einzelnen Monate so vertheilt ist, dass sie im ersten am höchsten und gradatim im letzten am niedrigsten ist. Nach einer aus Oesterlen entnommenen Tabelle starben von **1000** Geborenen (nach Ausschluss der Tötgeburten) im ersten Lebensmonate in Belgien **51**, in den Niederlanden **47**, in Oesterreich **109**, in Sardinien **111**, in Frankreich **66**; im **2.** Lebensmonate in Belgien **17**, in den Niederlanden **22**, in Oesterreich **25**, in Sardinien **18**, in Frankreich **28**, und so geht das ziemlich regelmässig mit den Monaten abwärts, doch will ich unterlassen, Sie weiter mit der Aufführung von Zahlen zu ermüden. Es hat sich aber demgemäss die höchste Sorgfalt für das Wohl der Neugeborenen auf die ersten Lebensmonate zu erstrecken. Billig hat man nun hier zu unterscheiden zwischen den Müttern, die sich von ihrem Kinde nicht trennen wollen und denen, die es weder bei sich behalten wollen noch können. Natürlich fallen unter die letztere Kategorie auch die Kinder, deren Mütter im Wochenbett gestorben sind. Wenden wir uns nun zu ihr zuerst und untersuchen wir, welche Einrichtungen staatlicherseits für sie getroffen sind, oder besser getroffen werden können, denn es geht hierbei nicht wohl an, ganze Staaten einander gegenüber und zu einander in Vergleich zu stellen, da in den meisten die Sorge nicht auf eine der in Rede stehenden Möglichkeiten beschränkt ist. Es handelt sich im Grossen und Ganzen entweder um die Unterbringung der Neugeborenen in Familien, also um die Zer-

streuung derselben, oder um die Unterbringung in einer einheitlichen Anstalt, Centralisirung, Findelhaus. Es existirt meines Wissens jetzt kein Staat mehr, in dem die letztere allein adoptirt wäre, sie ist überall mit der ersten kombiniert; wohl aber existiren ganze Staaten, in denen die erstere noch allein besteht und in denen man sich mit Consequenz gegen die Adoption der letzteren gewehrt hat. Aber was besteht für Preussen. Da aber auch hier keineswegs in der Handhabung des Systemes ein einheitliches Prinzip in allen Theilen des Staates verfolgt wird, so will ich mich darauf beschränken zu prüfen, was in dieser Beziehung in der Repräsentantin des Staates, in Berlin geschieht. Durch A. H. Kabinets-Ordre vom 30.6. 1840 wurde bestimmt, dass Personen, die fremde, noch nicht 4 Jahre alte Kinder in Pflege nehmen wollen, dazu die polizeiliche Concession nachzusuchen haben. Diese Kabinets-Ordre ist erlassen in Folge eines Immediat-Berichtes des Aufsichts-Vereines für Haltekinder, der sich in demselben Jahre gegründet hatte. Er besitzt einen Vorstand mit einem Vorsitzenden, ausserdem eine Anzahl Vorsitzende für die einzelnen Abtheilungen, die analog der Eintheilung der Stadtpolizei-Reviere abgegrenzt sind. Hat eine Person die Concession bei der Polizei nachgesucht, so wird das Gesuch demjenigen Mitgliede des Vorstandes vorgelegt, welches die Oberaufsicht über die Abtheilung führt, in der der Antragsteller wohnt. Dieses überschickt dann in jedem einzelnen Falle ein über den vorliegenden Antrag ausgefertigtes Formular dem betreffenden Abtheilungs-Vorsitzenden, um die in dem Formulare ausgesprochenen Fragen zu beantworten. Bei den Untersuchungen über die Qualification derjenigen Personen, welche die Erlaubniss zur Aufnahme von Kindern unter 4 Jahren nachzusuchen, bei denen möglichst strenge verfahren werden soll, ist vorzugsweise auf Führung, eheliches Verhältniss, Ruf, Lebensweise, Haltung der etwa vorhandenen Kinder, Beschäftigung, Reinlichkeit und Beschaffenheit der Wohnung, sowie auf etwa darin betriebene Gewerbe zu achten. Ist ein Bedenken über die Räumlichkeit in Bezug auf die Gesundheit der darin Wohnenden vorhanden, so ist das Gutachten des Abtheilungs-Arztes einzuholen. Ein solcher ist eben jeder Abtheilung aus dem angegebenen Grunde und auch deshalb beigegeben, um dem Kinde im Falle der Krankheit ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen, bis der Armenarzt für ihn eintritt. Tritt ein Wohuungswechsel ein, so ist die Erlaubniss für die neue Wohnung nachzusuchen, da die frühere mit dem Wohnungswechsel erlischt. Die Ueberwachung der

Kinder geschieht durch die einzelnen Vereins-Mitglieder, die verpflichtet sind, dieselben von Zeit zu Zeit, jedenfalls aber einmal wöchentlich zu besuchen und über das zu beaufsichtigende Kind halbjährlich nach einem bestimmten Formulare Bericht zu erstatten. Findet ein inspicirendes Mitglied ein Kind schlecht gehalten, so macht es bei Nutzlosigkeit freundlicher Verwarnungen dem Abtheilungs-Vorsitzenden davon Anzeige, der unter genauer Motivirung der Umstände und Verhältnisse die Klage dem Vorstande übergiebt, welcher seinerseits, wenn er von der Wichtigkeit der vorgebrachten Gründe überzeugt ist, die Zurücknahme der Concession bei dem Polizei-Präsidium beantragt, da demselben hierüber allein die Entscheidung zusteht. Es ist noch zu erwähnen, dass sich auf der Rückseite der Concessionsscheine eine gedruckte Belehrung der Pflegemütter über die Vornahme der Ernährung ihrer Pflegebefohlenen befindet. Die Verwaltungskosten werden durch freiwillige Beiträge gedeckt; der monatliche Betrag für jedes Pflegekind ist in der Regel 4 Thlr., welche die Mutter des Pflegekindes an die Pflegemutter zu zahlen hat.

Das also ist das, was in Berlin den Findelhäusern in anderen Städten gegenüber steht. Ich greife auch hier der Einfachheit wegen die Institutionen eines einzelnen Findelhauses heraus und zwar, da mir über dieses die ausführlichsten Berichte zu Gebote stehen die des Prager. Gleich der Wiener und anderen Findel-Anstalten des österreichischen Kaiserstaates bildet auch die Prager streng genommen nur eine Abtheilung der Gebäranstalt, worin die in dieser letzteren geborenen Kinder bis zu ihrem Abgange in die äussere Pflege sammt den nötigen Ammen untergebracht werden. Die in der Findel-Anstalt aufgenommen Neugeborenen werden bezüglich ihres Gesundheitszustandes einer genauen Untersuchung unterzogen, die kränklichen und sehr schwachen (womöglich sammt ihren Müttern) bis zu ihrer Genesung und Kräftigung in der Anstalt zurückbehalten, die gesunden Kinder vom 9. Lebenstage ab an den zu ihrer entgeltlichen Uebernahme sich meldenden und tauglich befundenen Privatparteien in die auswärtige Pflege übergeben. Die Ammen werden nach Massgabe ihrer Entbehrllichkeit aus der Anstalt entlassen und erhalten bei ihrem Austritte einen Empfangsschein, auf welchem nebst der Nummer des Kindes und der Mutter auch der Name des Kindes, dessen Geburtstag, sowie der Tag seiner Uebernahme von Seiten der Findelanstalt verzeichnet und dem die ausdrückliche Bemerkung beigegeben ist, dass nur Vorzeiger dieses Zettels über das Kind Auskunft erhält,

Die Anforderungen, welche an die Pflegeparteien gestellt werden, und die Kontrole, der sie unterworfen sind, ähneln den in Berlin bestehenden zu sehr, als dass ich mit ihrer Schilderung viel Zeit verlieren sollte. Für die von den Privatparteien in die Anstalt restituirten Findlinge besteht gegenwärtig statt des früher bei der Prager Findel-Anstalt zu diesem Zwecke eingerichteten Filiales die von der Congregation der barmherzigen Schwestern des h. Carolus Borromaeus unterhalb des weissen Berges in dem Orte Repy erbaute Findelpflegeanstalt, wo die restituirten Findlinge bis zu ihrer Wiederunterbringung bei Privatparteien verpflegt werden. Sie werden daselbst event. in einer eigenen Schule unterrichtet, auch ist ihnen Gelegenheit geboten, leichtere Handwerke zu erlernen. Der Austritt der Findlinge aus der Anstalt kann auf zweierlei Weise erfolgen, einmal durch Uebergabe derselben an die Eltern, unehelichen Mütter, Verwandte oder auch fremde Parteien, welche um sie — in welchem Lebensalter auch immer — ansuchen und sie gegen Einlage eines legalen Reverses für immer als eigene übernehmen, dann aber durch Erreichung des Normalalters, d. i. des 10., in besonderen Fällen des 12. Lebensjahres. Haben sie dieses bei einer Pflegepartei erreicht, so verbleiben sie dieser kontraktlich zu eigen, wenn sie bis dahin in Repy, so werden sie der Zuständigkeitsgemeinde, resp. der Stadt Prag abgegeben. — Es erübrigt noch, etwas über die Bedingungen zur Aufnahme in die Anstalt zu sagen: Unerlässlich ist zunächst der Nachweiss der unehelichen Geburt; für die im Gebärhause geborenen Kinder haben die auf der geheimen Abtheilung oder Zahlklasse gebärenden Mütter die bestimmte Kindesaufnahmstaxe zu entrichten; jene Mütter, welche gegen Beibringung eines legalen Arnuthszeugnisses die unentgeldliche Verpflegung in der Gebäranstalt genossen haben, erwerben durch die Verpflichtung dem Ammendienste in der Findel-Anstalt sich zu unterziehen, das Recht der unentgeldlichen Aufnahme für ihre Neugeborenen und deren Verpflegung bis zum vollstreckten 10. Lebensjahr von Seiten der Anstalt. Für die in der Anstalt nicht geborenen, von aussen derselben zu übergebenden Kinder muss neben Beibringung legaler Dokumente über die uneheliche Geburt die höchste Kindestaxe und nur bei nachgewiesener Armut ein geringerer Taxbetrag bezahlt werden. Bei weggelegten und aufgefundenen Kindern wird dieser Taxbetrag auf sämmtliche Gemeinden des Kreises repartirt, in welchem das Kind gefunden wurde.

Gegenüber diesem Systeme der bedingten Annahme der Findlinge

ist in Russland, Italien und früher zum Theile auch in Frankreich das der unbedingten Annahme befolgt; dieselben nahmen und nehmen hilflose Kinder sowohl ehelich verbundener Eltern als auch solche ausserhalb der Ehe gezeugte auf, ohne sich darum zu kümmern, ob die Erzeuger in der Lage sind, wie es die Natur der Sache erfordert, für ihr Erzeugtes zu sorgen oder nicht. Sie sind resp. waren sämmtlich mit der Drehscheibe oder Winde versehen, eine Einrichtung, die es dem Unterbringer gestattet, ohne Anfrage, ohne einer ferneren Nachforschung über Name oder Herkommen ausgesetzt zu sein, ja ohne auch nur von irgend Jemand gesehen worden zu sein, ein verlassenes Kind der Anstalt zu übergeben, welche von diesem Augenblick an bei demselben die Elternstelle übernimmt.

Es soll nun meine Aufgabe sein, wenn möglich durch Zahlen zu beweisen, welches der 3 Systeme vor den anderen den Vorzug verdient. In Folge des Gesetzes vom 19. Januar 1811 eröffneten in Frankreich 9 Departements Findelhäuser ohne Winde; sie zählten im Jahre 1853 nur 1 Findelkind auf 1426 Einwohner und nur 1 von 121 Kindern wurde ausgesetzt, während in den 9 Departements, die im Jahre 1811 die meisten Winden einrichteten, 1 Findelkind auf 324 Einwohner trifft und 1 von 40 Kindern ausgesetzt wurde. Man sah sich besonders zwischen den Jahren 1834 und 1844 veranlasst, die Anzahl der Findelhäuser und Drehwinden bedeutend zu verringern und zwar dergestalt, dass, statt früher 250 Findelhäuser mit, 17 ohne solche existirten, im Jahr 1849 nur mehr 65 dergleichen Anstalten mit Winden und 76 ohne selbe bestanden. Bei Ausführung dieser Massregel im Jahre 1833 zählte man bei 32,560,934 Einwohnern 127,507 Findelkinder; d. h. 1 auf 248 Einwohner, 1845 bei 34,194,875 Einwohner nur £6,788 Findelkinder, d. h. 1 auf 352 Bewohner. Seit dieser Zeit ist die Zahl der Findelkinder beinahe stationär geblieben. Damit ist der Stab über die Drehwinden, d. h. über die bedingungslose Annahme der Kinder in den Findelanstalten gebrochen und billig habe ich mich in der weiteren Betrachtung nur mit der vergleichenden Statistik solcher Staaten zu beschäftigen, die nur Findelhäuser mit bedingter Annahme besitzen, und solcher, die auch dieser entbehren. Dazu ist aber eine Vorfrage zu erledigen und zwar nicht mehr die, ob Findelhäuser Findelkinder machen, sondern ob durch die Findelhäuser die Zahl der unehelichen Geburten relativ vermehrt, resp. die der ehelichen vermindert wird. Die Antwort lautet verneinend; nach Wollheim ist in Wien und Stockholm, wo es Findelhäuser

giebt, das Verhältniss der unehelichen zu allen Geburten ($1 : 6\frac{1}{2}$, und 7) nicht ungünstiger als in Berlin ($1 : 6\frac{9}{10}$). In Petersburg, welches die grösste Findelanstalt besitzt, ist es $1 : 7$, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts war es daselbst $1 : 20$. In Paris und Prag ist es zwar $1 : 2$ bis 3 (in München $1 : 4$), wir finden es also ebenso arg in Städten ohne Findelhäuser, z. B. in Mainz, Augsburg, Dorpat ($1 : 3$) und nicht viel besser in Dresden, Leipzig, Breslau, Cassel ($1 : 4$ bis 5). Nach Pappenheim betrug dieses Verhältniss für ganz Frankreich in den Jahren 1817—1843 incl. $1 : 12,96$, in Brüssel für die Jahre 1834—1844 incl. $1 : 13,01$, Zahlen die in der That fast identisch sind. Peter Frank behält demnach Recht, wenn er sagt, dass es schwerlich die Aussicht aufs Findelhaus sei, welche ein Mädchen überwindet, sich der Wollust hinzugeben, und dass ebenso wenig der Mangel dieser Aussicht Eine bestimme, der Leidenschaft oder Noth zu widerstehen. Man hat aber auch weiter keine Verlassung zu vermuthen, dass die Findelhäuser die Zahl der Ehen, die selbstredend der Hauptsache nach unter ganz anderen bestimmenden Einflüssen steht, nebensächlich feindlich beeinflusse. In Preussen hat das Verhältniss neuer Ehen zur Zahl der Einwohner seit 1816 ziemlich stetig abgenommen; es war nach Reden $1816 = 1 : 88$, $1819 = 1 : 99$, $1825 = 1 : 109$, $1834 = 1 : 104$, $1840 = 1 : 112$, $1843 = 1 : 110$. Es ist dabei immer besser als in Frankreich, wo, das ganze Reich betreffend, das beste Verhältniss in den Jahren von 1817—1843 incl. sich dennoch nicht über $1 : 117$ (Jahr 1823) erhob und dabei das schlechteste bis auf $1 : 146$ (Jahr 1818) sank. Dass aber diese Parallele für die Findelanstanlagen nichts beweist, geht einerseits daraus hervor, dass die schlechtesten Verhältniszahlen Frankreichs alle in die Zeit nach den Kriegen fallen, in die Jahre 1817—21, wo Frankreich einen so grossen Mangel an jungen gesunden Männern hatte, und andererseits daraus, dass in Paris 1840 schon auf 101, 1842 auf 100, 9, 1844 auf 100, 3 Bewohner eine Trauung kam, während in Berlin 1834 erst eine solche auf 102, 1840 auf 107, 1841 auf 106 Einwohner kam.

Damit hoffe ich, Sie überzeugt zu haben, dass die Findelhäuser weder die Zahl der unehelichen Kinder vermehren, noch die der ehelichen vermindern; ich wende mich zu einem anderen, dem Hauptvorwurfe, den man gegen dieselben von Altersher zu erheben gewohnt ist, der hohen Sterblichkeit der Zöglinge. Hier mit Zahlen um sich zu werfen, ist ganz ausserordentlich leicht, die richtigen Zahlen zu

finden aber ebenso schwer und noch viel schwerer! Dafür nur ein Beispiel: Im Jahre 1856 wurden in die Anstalt zu Moskau 11,762 Kinder gebracht, wovon gleich in den ersten 24 Stunden 135 verschieden, 280 nicht den 3. Tag überlebten, 238 vorzeitig geboren und 1268 mit ausgebildeter Atrophie behaftet waren. So waren gleich von vornherein 1921 Kinder dem Tode verfallen. Das sind über 16% der ganzen eingebrochenen Summe, die man doch sicher zunächst von der Gesammtodenzahl wird abzuziehen haben. Oder wird man verlangen, dass die Findelhäuser nicht nur gesunde Kinder vor Krankheit und Tod bewahren, sondern auch die ihr krank und todkrank zugeführten Kinder unter allen Umständen gesund machen? Noch exakter hat uns Ritter von Rittershain, der jetzige Director des Prager Findelhauses über das demselben zugehende Material belehrt: Er hat die Findlinge, so lange sie das Alter von 15 Tagen noch nicht überschritten hatten, gewogen und gemessen, dabei in der Hauptsache die von Liharzik gefundenen, im „Gesetze des menschlichen Wachstums“ niedergelegten Resultate zu Grunde legend. Er fand:

1) Die Durchschnittslänge der gemessenen Kinder, trotzdem sie in der überwiegenden Mehrzahl nicht neugeborne sind, steht weit unter dem Mittel, welches aus den Messungen Anderer als die Durchschnittslänge reifer Neugeborener resultirt.

2) Das Ueberwiegen des Brustumfanges über die halbe Körperlänge ist im Mittel bei Kindern der Anstalt niedriger als ausserhalb derselben; es beträgt dort für Knaben 6,72 C. M., bei Mädchen 6,67 C. M., während es Liharzik bei Knaben 11, bei Mädchen 10,5 C. M. fand.

3) Der durchschnittliche Kopfumfang, welcher nach Liharzik beim kräftigen Kinde gleich sein soll dem der Brust, überwog denselben bei Knaben um 2,7, bei Mädchen um 2,53 C. M.

4) Das Durchschnittsgewicht (2946,535 Gm. und zwar 3006,385 Gm. bei Knaben und 2881,785 bei Mädchen) war um 519,465 Gm. kleiner als das welches Elsasser für reife Kinder fand und um 228,615 kleiner als das von Hecker gefundene. Unter das Durchschnittsgewicht fielen 42,83% der Gesamtzahl der Gewogenen, das Mortalitätsverhältniss der Gewogenen aber im Ganzen betrug nur 24,07%.

Wenn nun Wollstein fand:

1) dass die Sterblichkeit in den französischen Findelhäusern 1824 bis 1833 nur um 6%, grösser war als die allgemeine Sterblichkeit der unehelichen Kinder in Frankreich ums Jahr 1825,

- 2) dass die Sterblichkeit in der Pariser Anstalt 1842—1843 nur um 6% grösser war als die Sterblichkeit der unehelichen Kinder in Berlin in den Jahren 1835—1841, endlich
- 3) dass die Sterblichkeit in der Wiener Anstalt 1824—1838 nur um 9% grösser war als die der unehelichen Kinder in Mittel-Europa um 1825,

so kommt man zu der Vermuthung, dass unter Berücksichtigung des erbärmlichen Materials, welches den Findelhäusern nach der oben gegebenen Schilderung zufliest, noch manches der armen Würmer durch die Anstalt dem Tode entrissen worden ist, dem es sonst sicher anheim gefallen wäre.

Dazu kommt endlich, dass die Pfleglinge des berliner Vereines sich keineswegs besser befinden; nach einer mühsamen Berechnung, die ich für die Jahre 1854—60 angestellt habe und mit deren Details ich Sie nicht ermüden kann, würden von 100 Pfleglingen des Vereines, wenn sie demselben mit 0 Lebenstag, also unmittelbar nach der Geburt übergeben werden könnten, nach Ablauf der 4 Jahre, für welche der Verein für sie sorgt, noch 49 am Leben sein, während sonst in Berlin von 100 Kindern nach zurückgelegtem 4. Lebensjahre noch 64 am Leben sind. Hier ist der Unterschied 15% zu Ungunsten der Pfleglinge des Vereines innerhalb 4 Jahren; so hoch ist er nach den Wollheimschen Berechnungen nicht, die sich natürlich bis zum sog. Normalalter der Findlinge, also mindestens bis zum 10. Jahre erstrecken, allerdings aber die Findlinge nur den unehelichen Kindern gegenüber stellen. Indess ist in Berlin die Mortalität und zwar incl. Todtgeburen der unehelichen Kinder im ersten Lebensjahre um nicht ganz 10% schlechter als die der ehelichen und wir haben gesehen, dass vom 2. Jahre ab dieses Verhältniss nicht mehr zunimmt. Was folgt daraus für den Halteverein?

Demnach glaube ich mich mit gutem Gewissen für die Findel-Anstalten mit bedingter Aufnahme aussprechen zu können, und zwar mit folgender Organisation: Es müssen 1) alle kräftigen und gesunden Findlinge, sobald es irgend möglich in die Pflege von auf dem Lande lebenden Familien übergehen, deren Qualification amtlich festgestellt ist; es müssen 2) die auf der Gratisklasse der Gebäranstalt Entbundenen im Findelhause zu längerem Ammendienste verpflichtet werden; kränkliche und sehr schwache Pfleglinge müssen womöglich bei ihrer Mutter gelassen und mit derselben bis zur Genesung in der Anstalt behalten werden. Was den ersten dieser Punkte betrifft, so

ist er jetzt in allen Findelanstalten gleichmässig befolgt; und jedenfalls erscheint dies als das einzige Mittel, dem gerade für die erste Lebensperiode so verderblichen Contact der Massen zu steuern. Freilich wird nun, wenn auch bei der Annahme der Pflegemütter diejenigen besonders berücksichtigt werden, welche den Findling an die eigene Brust nehmen, eine nicht kleine Zahl der Findlinge in künstliche Auffütterung übergehen, indess, wollte man von den Findelhäusern verlangen, dass sie jedem Pfleglinge eine tüchtige Amme stellen sollen, so hiesse dies mehr fordern, als selbst Götter leisten können. Davon kann ja auch in dem Falle keine Rede sein, wo der Staat für die Familienversorgung der unehelichen Kinder aufkommt ohne das Zwischenglied der Findelanstalt. Wenn man nicht etwa annehmen will, dass gerade so vielen Müttern, die säugungsfähig und willig sind, ihre Kinder sterben, als andererseits Neugeborene vorhanden sind, deren Mütter entweder nicht stillen können oder wollen, so wird man über den Punkt nicht hinweg können, dass eine gewisse Anzahl von Kindern, deren Mütter für andere Mütter eintreten, auf die Saugflasche angewiesen ist, und warum sollten hier die Findlinge oder unehelichen Kinder eine Ausnahme machen? — Dass bei der Wahl der Pflegeparteien möglichst Landbewohner berücksichtigt werden, halte ich um desshalb für wünschenswerth, weil die Sterblichkeit auf dem Lande eine geringere ist als in den Städten, zumal in den grossen Städten, und weil gerade für die erste Lebensperiode das Material zur künstlichen Ernährung, die Milch, am besten und wohlfeilsten zu haben ist. Der Vorwurf bietet sich von selbst dar, dass leicht Mangel an Pflegeparteien, die sich mit der mühseligen Arbeit des — beaufsichtigten — Aufziehens eines Kindes abgeben wollen, eintreten, oder sich die nöthige Zahl überhaupt von vornherein gar nicht finden könne. Hierauf ist wenig oder viel zu erwiedern, nämlich, dass die Erfahrung dagegen spricht und dass man in der zu bewilligenden Höhe der monatlichen Verpflegungsgebühren ein Mittel hat, dieses Uebel im Keime zu ersticken. Was das zweite der oben geforderten Organisations-Prinzipien anlangt, so gewährt es vor Allem den ungeheuren Vortheil, dass schwache Kinder sich noch Monate lang von der Milch der eigenen Mutter ernähren können, ein Vortheil, der ihnen ohne das Institut der Findelanstalt in der Regel nicht zu Theil wird. Es versteht sich von selbst, dass von den auf der Gebäranstalt entbundenen Müttern nur die als Ammen in die Findelanstalt aufgenommen werden, welche sich bürgerlich zum

Säugegeschäfte qualificiren; die Zahl dieser Personen ist eine so grosse, dass es meistens gar nicht möglich ist, ihre Dienstleistung auf mehr als 6 Wochen auszudehnen, ja, manche müssen als entbehrlich schon in den ersten Tagen nach ihrer Aufnahme entlassen werden. Dabei ist noch zu erwähnen, dass, während es früher beinahe als Regel galt, jeder Amme zwei Kinder zuzutheilen, gegenwärtig (seit 1865) keiner Amme mehr als ein Kind übergeben wird. Diese dem Bedürfnisse entsprechende Anzahl von Ammen kann aber nur unter zwei Bedingungen — ich wiederhole es — stets vorhanden sein, nämlich wenn mit der Findelanstalt ein Gebärhaus verbunden ist, und, wenn die Annahme der Findlinge eine bedingte ist. Wo dies nicht der Fall ist, da tritt nicht selten Ammenmangel ein, der dann natürlich in den Sterblichkeits-Perioden der Kinder mit entsprechender Höhe figurirt. Mit einem Worte nur erwähne ich, dass man bei Anlage des Findelhauses natürlich dieselben Rücksichten zu nehmen haben würde, wie sie oben für das Gebärhaus näher bezeichnet worden sind.

Ich habe oben diejenigen unehelich Entbundenen unterschieden, die sich von ihren Kindern trennen wollen oder müssen und diejenigen, welche dies nicht wollen. Für die letzteren ist natürlich das Findelhaus keine Hülfsquelle und, da davon nicht die Rede sein kann, sie, solange sie ihre Mutterpflicht erfüllen, zur Bemühung derselben staatlicherseits zu zwingen, so fragt es sich, was kann zu ihrer Erleichterung geschehen. Denn immer vorausgesetzt, dass auch sie unbemittelt sind, so müssen sie den Tag über ihr Kind verlassen und in fremde Hände zur Pflege übergeben, während sie ihrem Broderwerbe nachgehen. Auch dieses Uebelstandes hat sich zuerst die öffentliche Wohlthätigkeit bemächtigt und es entstand zu seiner Steuerung im Jahre 1844 im Arrondissement Chaillot (Paris) die erste Säuglingsbewahranstalt, genannt Krippe. Ihr Prinzip ist, gesunde Kinder unter 2 Jahren an Arbeitstagen und für die Dauer der Arbeitszeit armen Müttern, die auf Arbeit gehen, ab- und in gute Pflege zu nehmen. Die Kinder müssen vaccinirt sein; sie müssen mit Wäsche für den Tag versehen und event. von den Müttern in deren Raststunden gesäugt werden. Für Kost und Pflege der entwöhnten Kinder, resp. für die Wartung der Säuglinge wird von den Müttern der Anstalt eine Kleinigkeit gezahlt. Die Wartung haben bezahlte Wärterinnen, die Aufsicht und Leitung meist junge Frauen aus den höheren Ständen. Die Krippen haben in Wien stets einen sehr guten Ausgang gehabt; in Berlin wurden Anfang der 50er Jahre zwei eingerichtet; beide

gingen nach kurzem Bestehen aus Mangel an Theilnahme wieder ein, und zwar desshalb, weil beide einmal gerade in solchen Gegenden angelegt waren, in denen verhältnissmässig wenige Tagelöhner wohnen, dann aber, weil in ihnen nur eheliche und nur ausnahmsweise auch uneheliche Kinder aufgenommen werden sollten. Einen besseren Fortgang schien eine Krippe zu nehmen, die Ende der 60ger Jahre vor dem Rosenthaler Thor errichtet wurde, doch bin ich nicht im Stande nähere Daten über sie beizubringen. Empfehlen dürfte es sich, nicht wenige grosse, sondern viele kleine, über die ganze Stadt zerstreute Krippen einzurichten, ferner nicht ältere als höchstens bis 2 Jahre alte Kinder in ihnen zuzulassen; sie würden sonst zusehr den Charakter der Klein-Kinder-Bewahranstalten annehmen und sich für den Fall einer lebhaften Betheiligung der Gefahr aussetzen, zu viele Kinder zu beherbergen, die verschieden ernährt, verschieden beaufsichtigt und beschäftigt werden müssen, und zu diesen Zwecken ein zahlreicheres und verschiedenes Personal beanspruchen.

Zum Schluss noch einige Worte über die Frage, wie lange der Staat seine Sorge für die Pflege der unehelichen Kinder zu erstrecken hat? Die naturgemässe Antwort würde sein, bis zur Grossjährigkeit, falls die Eltern ihr Kind nicht früher reklamiren. Letzteres ist indess eine grosse Seltenheit; so wurden z. B. in Prag 1865 von 2314 Kindern, welche durch das Findelhaus im engeren Sinne gezogen waren, nur 20 von den Eltern (Vater oder Mutter oder Beiden) reklamirt und in den Jahren 1848 – 1862 wurden bei einem jährlichen Durchschnitte von 7280 in der äusseren Pflege befindlichen Findlingen nur jährlich durchschnittlich 219 als eigene zurückgefördert, aus der Anstalt in Repy selbst in denselben Jahren bei durchschnittlich 3024 jährlichem Zugange gar nur durchschnittlich jährlich 49. Was mit dem Rest in Prag und überhaupt in Oesterreich geschieht, habe ich oben schon auseinandergesetzt. In Frankreich werden die Pflegeparteien von Seiten des Staates bis zum 12. Jahre des Pfleglinges bezahlt und beaufsichtigt, dann werden die kräftigeren Knaben zur Disposition des Marineministers gestellt, die andern wie die Mädchen in die Lehre gegeben und nun hört in beiden Staaten die besondere staatliche Aufsicht auf, ein trauriges Dunkel verhüllt das weitere Schicksal der Findlinge. Der Findelhaus-Behörde insbesondere steht gar nicht mehr das Recht zu, sich um ihre früheren Pfleglinge zu bekümmern. Ganz anders ist es in Petersburg. Hier kommen die gesammten Findlinge nach zurückgelegtem 8. Lebensjahr nach der

Hauptstadt in 2 grosse nach den Geschlechtern gesonderte Erziehungsanstalten zurück; in denselben werden, abgesehen vom Elementarunterrichte, die Knaben bis zum 21. Lebensjahre zu Landleuten, Handwerkern, auf Verlangen auch zu Soldaten, die Mädchen bis zum 18. Lebensjahr zu Mägden und Handarbeiterinnen, zum Theil auch zu Geburtshelferinnen gebildet. Diese Einrichtung kommt meiner Meinung nach dem Ideale am nächsten, denn sie führt die Sorge bis zu der Zeit durch, in der die Pfleglinge wie jeder andere Mensch durch ihr Alter verpflichtet sind, sich selbst zu bestimmen. Die Kinder früher als vom 8. Jahre an wieder in die Findelanstalt zu sammeln, halte ich aus Mobilitätsrücksichten nicht für zweckdienlich. Später kann aber auch eine grosse Erziehungsanstalt mit zahlreichen Zöglingen ohne grosse Sterblichkeit unter ihnen sehr wohl existiren; das beweisst das grosse Militair-Waisenhaus zu Potsdam, in dem von 800 Zöglingen im Alter von 7—20 Jahren durchschnittlich höchstens 5 jährlich mit Tod abgehen.

Dr. Wolff.

Die deutsche Idylle.

Ein Vortrag

von

Friedrich Grauer.

Wenn ich die deutsche Idylle zum Gegenstande meines Vortrages mache, so kann man mir vorwerfen, dass dies kein zeitgemässes Thema sei. Die Idylle gehört nicht zu den modernen Dichtungsarten. Sie ist, wie ich meine, eine abgethanen Gattung der Poesie, aber eben desshalb kann man meines Erachtens gerade mit objectiver Ruhe über sie sich aussprechen.

Wie vom Gipfel eines Berges herab schauen wir auf ihren Lauf und sehen sie, ein aus frischem Quell entsprungenes Bächlein, sich durch die blühenden Triften unserer vaterländischen Literatur mit lustigem, crystallhellem Wellenspiegel hindurch schlängeln und sich endlich in den unsere Zeit voll und mächtig durchrauschenden Dichtungsstrom, den Roman ergieissen.

Die Idylle im Allgemeinen entwickelt sich, wie Schiller in seinem Aufsatze: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“ nachweist, wenn der Dichter die Natur der Kunst, das Ideal der Wirklichkeit so entgegengesetzt, dass die Darstellung der ersteren überwiegt, und Natur und Ideal, indem sie als wirklich dargestellt werden, ein Gegenstand der Freude sind. Von diesen Empfindungen durchhaucht und getragen muss auch die Gedichtart sein, die man im Besondern Idylle, Ekloge, bukolisches Gedicht nennt. Entsprechend dem Worte εἰδύλλιον, welches ihr ihren Namen gegeben, kann sie also wohl bezeichnet werden als eine von kleinerem Rahmen umschlossene poetische Schilderung und Darstellung von Momenten aus dem Leben einfacher,

von der gesellschaftlichen Kultur im Grossen und Ganzen unberührter, sich vollkommen naturgemäss bewegender Wesen.

Die Idylle gehört bei ihrem Auftreten einer Zeit an, in welcher das einfache Naturleben der Wirklichkeit gegenüber als ein idealer Zustand bereits in eine poetische Form zurückgetreten ist. Wir finden dies bestätigt bei der Idylle des Theokrit, welcher zu Alexandria lebte in jener reichen und glänzenden Kulturperiode, welche sich unter der Herrschaft der beiden ersten Ptolemaeer entfaltete, und bei der Idylle des Virgil, des Genossen des durch künstlerische und sinnliche Genüsse verfeinerten Lebens am Hofe des Augustus.

Aehnliches zeigt sich bei den Italienern und den Engländern, während die Franzosen die Idylle im eigentlichen Sinne nicht kulti-virt haben.

In Deutschland konnte selbstredend in der ältesten Literaturperiode, in welcher der Gegensatz von Natur und Kultur sich noch nicht her-ausbildet hatte, die Idylle nicht vorkommen. Aber auch die Zeit der höfischen, ritterlichen Dichter konnte sie nicht hervorbringen, ebensowenig die Zeit der Reformation mit ihrem Kämpfen und Ringen, oder die Zeit der Meistersänger in ihrer zunftmässigen Beschränktheit und dem daraus entspringenden Selbstgenügen. Erst seit dem Auf-blühen der ersten schlesischen Schule finden sich in Deutschland die ersten Spuren der idyllischen Dichtung, gezeitigt durch die allgemeine an den Tag tretende Neigung zum schäferlichen Wesen, welches in der Poesie des 17. Jahrhunderts eine so grosse Rolle spielt, sich als eine der beliebtesten Einkleidungsformen aller poetischen Gattungen, selbst der politischen und geistlichen Dichtung eingedrängt und sich bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein behauptet hat. Diese Neigung rührte vorzüglich von der aus der Fremde herübergekommenen Vorstellung her, dass die Poesie überhaupt von den Hirten ausge-gangen sei, und dass die Dichter sie nur wieder zu ihrem Ursprunge zurücklenkten, wenn sie alles, was sie darstellten, in einer idealen Schäferwelt sich zutragen liessen, wie dies Harsdörfer in seinem „Poetischen Trichter“ geradezu als Regel aufstellt, und wie es bei-nahe 100 Jahre später auch von Gottsched verlangt wird.

Dieser Theorie huldigend schlug Martin Opitz von Bobersfeld, der Vater der deutschen Dichtkunst, wie er genannt wird, wohl zuerst von allen deutschen Dichtern den Ton idyllischer Poesie in seinen 1637 herausgegebenen „poetischen Wältern“ an. In ihnen finden sich seine schon ganz in die Art der Schäferpoesie eingehenden Liebesgedichte,

Derselben Anschauung entsprungen sind auch die von Opitz, dem Boberschwan, in die deutsche Literatur eingeführten Schäfereien, romanähnliche Dichtungen in prosaischer Form, in welche Stellen in gebundener Rede, Lieder, Sonette, Alexandriner-Reihen u. s. w. eingefügt sind. Unter ihnen ist vor allen zu nennen die zu ihrer Zeit allgemein angestaunte Schäferei von der Nymphe Hercynia, welche die Verherrlichung des schlesischen Geschlechtes der Schafgotsche zum Zweck hat.

Als Verbreiter Opitz'scher Grundsätze und Nachahmer seiner Dichtweise traten ausser der zweiten schlesischen Schule die Mitglieder der im 17. Jahrhunderte zum Schutze der deutschen Sprache vor dem Eindringen fremder Elemente an mehreren Orten sich bildenden Sprachgesellschaften auf, insbesondere die des fruchtbringenden oder des Palmenordens, vor Allem die der Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder des gekrönten Blumenordens von der Pegnitz, gestiftet 1644 zu Nürnberg von Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klai, welcher von 1646 ab auch weibliche Mitglieder, Hirtinnen aufnahm und so das zweifelhafte Verdienst hat, die Frauen producirend in die deutsche Literatur und in die literarische Clique eingeführt zu haben. Jene beiden Stifter des Ordens gaben schon in dem Jahre seiner Gründung ein Gedicht heraus: Pegnesisches Schäfergedicht in den berinorgischen d. h. nürnbergischen Gefilden, angestimmt von Strephon und Clajus, wie die beiden Verfasser mit ihren Ordensnamen hießen.

Diesem Werke liess ein anderer Pegnitzschäfer, Siegmund Be-tulius, wie er sich in gelehrter Latinisirung, oder von Birken, wie er sich nach seiner Erhebung in den Adelsstand nannte, im Jahre 1645 folgen: „Fortsetzung der Pegnitzschäferei,“ abgefasst und besungen von Floridan.

Wie bei Opitz, so blieb auch bei den Pegnitzschäfern, von denen noch Christian Frank (Sylvius) mit seinem Poem: „Schäfergedicht und Schützengeschicht in dem pegnesischen Erdenthal“ genannt zu werden verdient, vorzugsweise der Verstand die dichtende Kraft, Beschreibung und erbauliche Lehre die verwaltende Richtung und aus Büchern Erlerntes ein wesentlicher Bestandtheil des poetischen Stoffes; allein sie verfielen schon durch das zur Regel gewordene, schäferliche Wesen in das lächerlichste, geschmackloseste Spielen mit gesellschaftlichen und poetischen Formen. In dem Anbringen von Allegorien, in dem Tändeln mit Wortklängen und metrischen Formen verstiegen die Nürnberger sich weit über Opitz hinaus, so dass ver-

glichen mit einzelnen Stücken aus dieser Schule, insbesondere der Pegnecis und deren Fortsetzung die Opitz'sche Hercynia den Anschein eines nicht blos verständigen, sondern auch geschmackvollen Werkes verdient.

Was den Inhalt anbelangt, gingen aber von Birken's Schäfereien insofern einen Schritt weiter zum Bessern, dass an die Stelle lebloser Gegenstände nach und nach mehr die Erzählung von Ereignissen tritt, so dass sich dadurch diese Schöpfungen, namentlich die „friederfreute Teutonia“, ein Festgedicht auf den osnabrücker Frieden, der „ostländische Lorbeerhain“ und die „Guelphis“, dem Romane nähern, eine Erscheinung, die sich in der Geschichte der deutschen Idylle wiederholt.

Nachdem sich Keime der deutschen Idylle in den 1729 erschienenen „Alpen“ von Haller gezeigt, versuchten sich in dieser Gattung in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts verschiedene Dichter, ohne den der weichlich-empfindsamen Stimmung und dem süßlichen Geschmack des Zeitalters entsprechenden Ton zu treffen. Dies fühlt auch Gottsched, welcher derartige Dichtungen eigener Erfindung, die er der ersten Ausgabe seiner „kritischen Dichtkunst“ angehängt hatte, in der zweiten wegliess.

Dagegen wurde die Idylle wiederum gepflegt von Gottsched's Gegnern, dem Verein junger leipziger Dichter, welchen man mitunter die sächsische Schule genannt hat, und welcher seinen Vereinigungspunkt in den seit 1744 erscheinenden bremischen Beiträgen hatte. Unter diesen frischen, der Gottsched'schen Autorität mutig entgegentretenden Talenten ist vor Allen der Ober-Steuer-Secretair Johann Christian Rost aus Dresden zu nennen. Er liess 1742 in Berlin Schäfererzählungen erscheinen, welche, wenn man ihnen auch grössere Leichtigkeit und Beweglichkeit nachröhmen muss, sich durch Frivolität und Schlüpfrigkeit von den bisherigen Erzeugnissen dieser Gattung nicht gerade vortheilhaft unterscheiden. Sie schlagen einen derart üppigen Ton an, dass Heinrich Laube es unternehmen konnte, die Rost'sche, in dieser Richtung besonders weit gehende Erzählung „die Schäferstunde“ in die von ihm besorgte Ausgabe der sämmtlichen Werke des mit so überaus glühenden, sinnlichen Farben malenden Heinse als dessen Erzeugniss aufzunehmen.

Ausser Rost traten in jenem Leipziger Kreise Christian Zernitz mit seinem „Versuch in moralischen und Schäfergedichten“, Conrad Arnold Schmid, ein Freund Lessings, mit seinem in Alexandrinern

geschriebenen „Silen“, Nikolaus Goetz und Wilhelm Zachariae als Idyllendichter auf.

Auch Ewald von Kleist, der Sänger des Frühlings, schloss sich jenen jungen, strebsamen Poeten an. In seinen Werken finden sich 5 theils in Alexandrinern, theils in reimlosen Versen geschriebene Gedichte mit der Gesammtüberschrift „Idyllen“ vor, von denen das eine „Amyntas“, jedoch als eine solche nicht zu erachten ist. Jene wenigen Gedichte sind aber ein nicht gering anzuschlagender Fortschritt auf dem Gebiete dieser Dichtungsart, was die Erweiterung ihrer Stoffe anlangt.

In der Vorrede zu seinen neuen Gedichten spricht er es aus, man müsse die Stoffe der Idylle nicht blos aus dem Schäferleben, sondern überhaupt aus dem Landleben entlehnen.

Eine seiner Idyllen, die er selbst als eine Fischeridylle bezeichnet, „Irin“, ist „Herrn Salomon Gessner, dem Verfasser der prosaischen Idyllen“, gewidmet. Dieser Dichter ist derjenige, welcher mit seinen idyllischen Erzeugnissen unstreitig die allergrösste Epoche gemacht hat. Die von Ewald und Kleist erstrebte Erweiterung der Stoffe verschmähend, zog er sich hauptsächlich in die beschränkte Hirtenwelt zurück, aber er traf jene weichlich-empfindsame Stimmung, jenen süßlichen Geschmack seiner Zeit und es fand wohl noch selten ein deutscher Dichter so frühe und so allgemeine Anerkennung der Mitwelt als er. Seine Idyllen und Schäferspiele, seine Dichtung, „der erste Schiffer“, der Schäferroman „Daphnis“ und sein nicht ganz in unsere Betrachtung passender „Tod Abels“, fanden sofort nach ihrem Erscheinen in ganz Deutschland einen enthusiastischen Beifall, der sich bald nach Frankreich, wo seine Idyllen vielfach nachgebildet wurden, und von da über ganz Europa verbreitete, so dass nach nicht allzulanger Zeit seine Schriften fast in alle modernen Sprachen übersetzt wurden.

Aber nicht blos von dem grossen Publicum, sondern auch von der Kritik seiner Zeit wurde Gessner hoch erhoben und in dem 1771 erscheinenden „Briefwechsel über die Werke einiger deutscher Dichter von Mauvillon und Unger, worin Haller, Gellert, die Herausgeber der Bremer Beiträge, Rabener u. a. kaum noch als Poeten anerkannt werden, ward Gessner unter denjenigen Dichtern, denen das Prädikat „wahrhaft gross“ zuzutheilen, auf den Gipfel des Parnass erhoben. Ja selbst Johann Heinrich Voss schrieb 1774 an Brückner: „Gessner ist so leicht als Gellert und doch ein Dichter, ein grosser Dichter.“

Vom gegenwärtigen Standpunkt ist man kaum im Stande, dieses allgemeine Entzücken zu begreifen. Man kann den Grund dafür wohl nur darin suchen, einerseits dass jene Faunen und Satyren, der ziegenfüssige Pan, die lämmertauschenden Hirtinnen und alle die nachgeäffte Einfalt der Gessner'schen Idyllen nur darum gespielen, weil sie, wie man sich einbildete, „Alterthum athmeten.“ Andererseits ist dem Urtheile Schillers beizustimmen, welcher den Grund dieses so überaus grossen Beifalls darin findet, dass Gessner das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebte, und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistete.

Allein hierin liegt auch der Grund, weshalb die unbefangene Kritik, die sich im Laufe der Jahre herausgebildet hat, sich von der Gessner'schen Poesie mit entschiedener Missbilligung abwenden muss. Er erweisst weder dem Naiven noch dem Sentimentalen volles Recht und ist weder ganz Natur noch ganz Ideal. Diese Halbheit ist der Grundfehler der Gessner'schen Poesie. Er erstrebte das Alterthum, aber nur ein erträumtes Bild desselben spiegelt sich in seinen Dichtungen wieder. Die Einfachheit, die er sucht, ist nicht die klassische, sondern eine ertändelte, ja sie schlägt nicht selten sogar in Geschmacklosigkeit und lächerliche Uebertreibungen um, wie er z. B. eine seiner liebeglühenden Hirtinnen dem Manne ihrer Neigung mit Emphase und in vollem Ernste zurufen lässt: „Milon, Du Hirt auf dem Felsen, ich liebe Dich mehr, als die Schafe den Klee!“

Seine Schäfer und Schäferinnen affectiren ein antikes Auftreten, wie denn auch die meistentheils von Gessner selbst entworfenen Vignetten zu den verschiedenen Ausgaben seiner Werke dieselben in antikem Kostüm darstellen, während sie in der That die Sprache der Mitte des 18. Jahrhunderts führen, und die zarten, am murmelnden Quell schmachtenden, unschuldigen Hirtinnen nichts als liebenswürdige Koquetten sind, wie sie sich wohl auf dem Parquet der damaligen, guten Gesellschaft bewegt haben mögen. Trotz der antiken Namen, die sie und ihre Verehrer führen, kann man sich diese Damons und Myrtills, diese Chloen, Daphnen und Galatheen, wenn man sie reden hört, doch nur in dem von jener Zeit singirten Schäferkostüme mit elegantem Toupé, mit Atlaskniehöschen und Chapeaux bas, mit Reifröckchen, Atlasschuhen und Schminkpflästerchen, in der Hand den unvermeidlichen, bändergeschmückten Hirtenstock vorstellen, wie sie denn auch in den zu jener beliebten Schäferspielen die Bühne beschritten haben.

Die gerügte Halbheit erstreckt sich auch auf die Sprache Gessners, die, wenn sie sich auch in das Kleid der Prosa hüllt, doch zwischen dieser und der gebundenen Rede, oft sogar in den Rhythmus verfallend, hin und her schwankt, als fürchte sich der Dichter, wie Schiller treffend bemerkte, in gebundener Rede von der wirklichen Natur sich zu weit zu entfernen und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren.

In richtiger Erkenntniss aller dieser Mängel fing man denn auch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an, die Richtigkeit des Weges, den die Idylle bisher verfolgt, zu bezweifeln. So fand Voss, welcher, wie bemerkte, Gessner als einen grossen Dichter bezeichnet hatte, noch in dem nämlichen Jahre, dass er nicht dem Theokrit, also nicht den Alten, sondern den Spaniern und Italienern gefolgt sei und Schweizernatur mit arkadischen oder besser idealischen d. h. chimärischen Einwohnern gemalt habe.

Am entschiedensten aber trat Herder in seinen Fragmenten über die neuere, deutsche Literatur dem Gessner'schen Unwesen entgegen. Er sprach es aus, die Süssigkeit des Griechen Theokrit sei ein klarer Wassertrank aus dem pierischen Quell der Musen, der Trank der Deutschen und namentlich Gessner's dagegen sei verzuckert.

Demungeachtet fand letzterer bis in das achte Jahrzent des vorigen Säculums noch immer Bewunderer und Nachahmer in so grosser Zahl, wie in neuerer Zeit etwa Heinrich Heine, ohne dass sich unter denselben aber auch eine nur einigermassen hervortretende Erscheinung befände. Zu nennen sind etwa Joachim Christian Blum, Georg Schmidt, Georg August v. Broitenbauch und der durch sein Lebensschicksal interessante Franz Xaver Bronner, geboren 1758, welcher nach zweimaliger Flucht aus dem Kloster erst Redacteur der politischen Zürcher Zeitung, dann Hofrath und Professor der Physik in Kasan war und erst 1840 in Aarau starb.

Bemerkenswerth dürfte nur sein, dass einige Idyllendichter jener Zeit, wie in neuerer Zeit die bekannte Damenschriftstellerin Caroline Pichler, welche sich ebenfalls in dieser Dichtungsart versucht hat, zum Gegenstande ihrer Dichtungen Darstellungen aus der allerdings den ausgeprägten Charakter der Idylle tragenden Patriarchenzeit wählten.

Wie indessen in der schönen Literatur unseres Vaterlandes mit dem Jahre 1773 überhaupt ein Abwenden von den alten Gegenständen und Formen anfängt, so treten von da an auch neben dem Festhalten an Gessner'scher Dichtweise die Anfänge einer nach Naturwahrheit

und volksthümlichem Charakter strebenden Umgestaltung der Idylle hervor.

Die beiden Dichter, welche diesen Wendpunkt bezeichnen und welche gleichzeitig das Vorzüglichste in dieser Gattung hervorbrachten, waren Friedrich Müller, zum Unterschiede von anderen aus dem sich auch in der Literaturgeschichte geltend machenden zahlreichen Geschlechte der Müller, der Maler Müller genannt, und Johann Heinrich Voss.

Erinnert auch der Erstgenannte anfänglich in seiner Behandlungsweise noch mehrfach an Gessner, so stellt sich doch vor Allem in der Wahl der Stoffe bei beiden Dichtern der grosse Fortschritt dar, den die deutsche Idylle durch sie erlebte, und durch welche sie auf die Höhe einer volksthümlichen, aus und zu dem Bewusstsein des Volkes sprechenden Dichtungsart erhaben wurde.

Ausgehend von dem Gedanken, die Idylle solle den Menschen in seiner unverdorbenen Natur, oder wie Gottsched dies ausdrückte, im Stande der Unschuld darstellen, kamen die bisherigen Idyllendichter dazu, den Schauplatz ihrer Dichtungen in den Hirtenstand und in eine Zeit vor dem Auftreten aller Kultur zu verlegen. Müller und Voss aber kamen zu dem Resultate: die Idylle solle den Menschen im Stande der Unschuld darstellen, könne nichts Anderes heissen, als sie solle ihn in einem Zustande der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und mit der Aussenwelt darstellen; ein solcher Zustand aber finde sich nicht blos vor dem Anfange der Kultur, er sei es, den gerade die Kultur als ihr letztes Ziel beabsichtigte. Müller und Voss nahmen daher ihre Stoffe nicht aus einem geträumten Arkadien, sondern aus der sie umgebenden Wirklichkeit, Müller aus seiner rebenumkränzten, vom herrlichen Rhein durchströmten Heimath, Voss aus der seinigen, dem derben Mecklenburg, in dem ja auch einer der beliebtesten Dichter der Gegenwart, Fritz Reuter, wahrhaft poetische, aus dem Kerne des deutschen Volkes geschnittene Figuren entdeckt hat.

Friedrich Müller schildert in seinen 1775 erschienenen ersten Idyllen: „Bacchidon und Milon“ und „der Satyr Mopsus“ noch dem Gessner'schen Vorbilde folgend Scenen aus der Faunen- und Nymphenwelt. Noch in demselben Jahre aber verlässt er mit entschiedenem Schritt den eingeschlagenen Weg und zeichnet in seiner „Schafschur“ weit entfernt von Sentimentalität und Ziererei ein derbes Naturbild aus dem Volksleben mit der kräftigsten, saftigsten Farbe der Sturm- und Drangperiode.

Denselben frischen Ton schlug er in den folgenden beiden Idyllen „das Nusskernen“ und „Ulrich von Cossheim“ an.

Seine Idyllen sind mit Ausnahme der eingelegten Gesänge sämmtlich in Prosa geschrieben, die „Schafschur“ und das „Nusskernen“ ganz in dialogischer Form, „Ulrich von Cossheim“ abwechselnd in dieser und in der erzählenden.

Johann Heinrich Voss wandte gleich von Anfang an der Gessner'schen Art und Weise den Rücken und suchte den Geist der theokritischen Idylle durch die Darstellung nicht blos aus dem Landleben an sich herrührender Stoffe, sondern überhaupt heimischer, aus der nächsten und unmittelbaren Wirklichkeit gegriffener Gegenstände neu zu beleben, so dass durch ihn die deutsche Idylle aus den bisherigen engen Fesseln befreit, ihren Gipelpunkt ersteigt. Schon während seiner akademischen Studien zu Göttingen, wo er dem Hainbunde als eines seiner eifrigsten Mitglieder angehörte, erschienen im Jahre 1774 im Göttinger Musenalmanach seine ersten Idyllen. Zwei von ihnen, „der Frühlingsmorgen“ und „das erste Gefühl“, sind allerdings noch ziemlich empfindsam, in andern aber, namentlich den „Leibeigenen“ und den „Freigelassenen“ brach er in seiner biedern, bürgerlichen Gesinnung sogar in eine Polemik gegen die feudalen Bestrebungen seiner Zeit und seines Heimathlandes aus.

Alle seine Idyllen aber bewegen sich mit Ausnahme von „Philemon und Baucis“ in der Zeit, die dem Dichter die Gegenwart war, im niederdeutschen Leben und meist in den Vorstellungen des niederdeutschen Landvolkes, wie denn auch einige in der niedersächsischen Mundart geschrieben sind. Voss wollte keine fremden Wesen schaffen, er war ein derber Sohn seines Volkes.

Aus dem Volke nahm er seine Stoffe, für das Volk bearbeitete er sie, so dass seine Idyllen treue, lebendige und lebenswahre Bilder aus dem Volksleben sind. Am herrlichsten gelang ihm dies in der allerliebsten Idylle „der siezigste Geburtstag“ und vor allem in seiner „Louise.“

Dieses prächtige Gedicht, welches nach meinem unmassgeblichen Dafürhalten die Perle der deutschen, idyllischen Poesie ist, zerfällt in 3 Idyllen, von denen die letzte wiederum in 2 Gesänge getheilt ist, und behandelt bekanntlich die Verlobung und Verheirathung des Candidaten, späteren Pfarrers Walter mit Louise, der Tochter des Pfarrers Blum in Grünau.

Nach dem ersten Plane, welchen Voss bereits in der Zeit von 1775 – 1778 in Wandsbeck entwarf, sollte die Louise eine grössere Reihe von Idyllen bekommen. Das Edelste, was er in sich fühlte,

wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen. Auch der siebzigste Geburtstag war nach seiner ersten Anlage für die „Louise“ bestimmt.

Nachdem Bruchstücke des Gedichtes in dem Göttinger Musenalmanach für 1783 und 1784 und im Novemberhefte 1784 des deutschen Merkurs abgedruckt worden waren, blieb das angefangene Werk liegen, da Voss durch andere Arbeiten, namentlich die Uebersetzung des Homer, in Anspruch genommen war.

Auf Gleim's dringendes Mahnen schrieb Voss endlich 1794 an ihn: „Diesen Winter, giebt Gott uns Frieden, will ich meine Louise einmal in's Freie führen“, und 1795 erschien die erste Ausgabe zu Königsberg unter dem Titel: „Louise, ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen.“ Schon 1798 wurde eine zweite Auflage nothwendig. Laut und überall fand das Gedicht die Anerkennung des Publikums und der Kritiker. Schon 1795 äusserte sich der Recensent der Jena'schen Literaturzeitung dahin:

„Man kann sagen, wir haben soviel treffliche Menschen mehr unter unserer Nation, als handelnde Personen in diesem Gedichte auftreten, denn es sind wirkliche Wesen, die dieser Dichter hervorgebracht hat. Sie verrathen durch jedes Wort, durch jede Miene und Bewegung, dass sie dieselben sind, die wir auf den ersten Zeilen kennen lernten, und ihre Individualität ist so gross, dass selbst der Leser, der ohne alles Dichtertalent wäre, sich kühn genug fühlen könnte, diese Personen weiter handeln zu lassen, ohne aus ihrem eigenen Tone herauszufallen.“ Schiller, welcher, wie er im Juni 1795 an Körner schrieb, die Louise vortrefflich fand, liess sich bald darauf in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung dahin aus:

„Mit einem solchen Werke hat Herr Voss noch kürzlich in seiner Louise unsere deutsche Literatur nicht blos bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und die gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit gar keinem modernen Gedichte aus ihrem Fache, sondern muss mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten, immer gleichen Genuss zu machen.“

Diesem Urtheile widersprach allerdings Knebel zum Theil, indem er die Nachahmung antiker, namentlich homerischer Sprache zuweilen

burlesk fand. Es ist wahr, es finden sich in der Louise vielfache Nachahmungen homerischer Darstellungs- und Ausdrucksweise, so die bis in's kleinste Detail ausgeführten Vergleiche, die wörtlich referirten Reden Anderer, die immer wiederkehrenden, stehenden Epitheta, wie „der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, die gute, verständige Hausfrau, der edle bescheidene Walter“, ja es kommen sogar Verse vor, die geradezu wörtliche Uebersetzungen homerischer Stellen sind wie z. B.:

αὐτῷ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἀδύτως ἐξ ἔρον ξένῳ

in:

„Als sie der Speise nunmehr sich ersättiget und des Getränktes“ ganz sowie Voss auch im Homer übersetzt; allein, abgesehen davon, dass ihm durch die beinahe gleichzeitig ausgeführte Homer-Uebersetzung die homerische Sprache und Ausdrucksweise wohl zur zweiten Natur geworden war, trägt doch die „Louise“ nicht blos das äussere Gewand des blinden Sängers, sondern sie ist auch von seinem Geiste und Wesen durchweht und belebt.

Und singt denn Homer nur den mächtigen Zorn des Peliden, malt er nicht auch die in die Odyssee verwebten idyllischen Bilder von der Ankunft des Dulders Odysseus bei Emaeus, dem göttlichen Sauhirten, und seine Aufnahme bei den gastlichen Phäaken? — Erinnert die Louise nicht lebhaft an solche Stellen? — Bezeichnend ist es, dass unter den von Schiller und Göthe wie eine Brandfackel in die literarische Welt geschleuderten Xenien das wahrscheinlich von Göthe herrührende „Louise von Voss“ überschriebene Xenion:

Wahrlich es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen.

Ahmt ein Sänger, wie Du, Töne des Alterthums nach, eines der wenigen lobenden ist.

Wenn dagegen Gervinus den Hauptfehler der Louise darin findet, dass sie zu lang ist, so kann man ihm nicht Unrecht geben, denn Zustände ohne ersichtliche Bewegung wollen, wenigstens in der jetzigen Zeit, rasch genossen werden.

Will man endlich einen Vorwurf daraus hervorleiten, dass Voss als den Vers der Louise den der deutschen Sprache so widersprechenden Hexameter wählte, so muss man doch bedenken, dass er ihn mit einer Correktheit gehandhabt hat, wie sie noch bis heut einzig dasteht.

Auf unsere beiden grossen Dichterheroen machte die Louise einen nachhaltigen Eindruck und spornte beide zur Nachahmung und

Nacheiferung an. Schiller spricht schon in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt vom 29. November 1795 das Vorhaben aus, eine Idylle zu schreiben, wie er eine Elegie (der Spaziergang) geschrieben habe, ein Vorhaben, welches jedoch unausgeführt blieb, und Göthe legt in dem Briefe an Schiller vom 28. Februar 1798 das Geständniss ab, dass die Lectüre der Vossischen Louise ihn in diese Gattung gelockt und in ihm sein herrliches Gedicht „Herrmann und Dorothea“ erzeugt habe, ein Geständniss, welches er beim Erscheinen dieses Werkes noch in dem nämlichen Jahr in dem Vorworte öffentlich aussprach:

„Uns begleite des Dichters Geist, der seine Louise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.“

Haben nun auch „Louise“ und „Herrmann und Dorethea“ eine unverkennbare Familien-Aehnlichkeit, so sind sie doch entsprechend dem Entwicklungsgange und der Lebensanschauung ihrer beiden Autoren hinwiederum gar sehr verschieden.

Vor Allem ist, was unsere Betrachtung berührt, Herrmann und Dorothea, wofür man es oft gehalten, keine Idylle, denn dazu fehlt es dem Gedichte an der erforderlichen, aus dem Gleichgewichte der Kräfte hervorgehenden Ruhe, ja es ist, was dem Wesen der Idylle ganz widerspricht, in den Schluss der Handlung sogar etwas wie eine Intrigue eingeflochten.

Wie die Zeitgenossen über beide Dichtungen urtheilten, ersieht man aus folgenden Versen Gleim's:

Louise Voss und Dorethea Goethe,

Schön beide, wie die Morgenröthe

Steh'n da zur Wahl,

Und Wahl macht Qual;

Hier aber, seht, ist nichts zu quälen,

Hier kann die Wahl nicht fehlen.

Louise Voss ist mein in Lied und in Idyll;

Die andre nehme, wer da will.

In der Louise von Voss hatte die deutsche, idyllische Dichtung den Höhepunkt erreicht. Sie verliert sich von da an immer mehr. Behalten auch die nachfolgenden Dichter den von Voss eingeführten Hexameter bei, so greifen sie doch in ihrer grossen Mehrzahl wieder zu Stoffen aus dem Alterthum oder aus einer fingirten Welt. So Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Jens Baggesen in seiner 1802 edirten Parthenais und Ludwig Theobul Rosegarten in seiner 1803/4

erschienenen Jucunde. — Die Romantiker, denen ja der Contrast zwischen Natur und Kunst, Ideal und Wirklichkeit, jene blaue Blume, stets ein Gegenstand sehnstüchtiger, wehmüthiger Empfindung war, die also ganz entschieden zur Elegie hinneigen, haben das Feld der Idylle nicht betreten. Ebensowenig die ihnen verwandten Sänger des Welt-schmerzes, deren krankhafte oder angekränkelte Unzufriedenheit der gerade Gegensatz zu dem Behagen der Idylle ist.

Pfessel, Kind und Andere haben zwar Versuche in der Idylle gemacht, dieselben haben sich aber zu keinerlei Bedeutung aufgeschwungen, und wenn auch unter den neueren dieses oder jenes Gedicht von August Graf Platen oder von Eduard Moericke Idylle genannt wird, oder sich selbst so bezeichnet, so ist es doch seinem Wesen nach eine solche nicht, sondern wohl nur ein lyrisch beschreibendes Poëm.

Wenn wir nun, bevor wir uns zu dem letzten Entwickelungs-stadium der deutschen Idylle wenden, noch einmal den Blick rück-wärts wenden, so finden wir den Satz bestätigt, dass die Idylle gerade in solchen Zeiten sich Geltung verschafft hat, in denen der Gegensatz von Wirklichkeit und Ideal und somit die Sehnsucht nach natürlichen, ruhigen Verhältnissen besonders mächtig hervorgetreten ist. Die ersten Anfänge unter den Pegnitzschäfern fallen in das Ende jenes unglück-seligen Krieges, welcher unser armes Vaterland 30 Jahre zerfleischte. In den Zeiten Kleists und Gessners brausten durch Deutschland die Kriege Friedrichs des Grossen, und als der Maler Müller und Voss ihre Idyllen schrieben, war das die Zeit kurz vor der ersten französi-schen Revolution, während das Erscheinen der Louise bald nach der Schreckensherrschaft in die schlafse Zeit des Directoriums fällt.

Auch die letzte Phase, welche die deutsche Idylle durchgemacht hat, fällt in eine Zeit, in welcher unser Vaterland wie vor einem schweren Gewitter in drückender Schwüle schmachtete. Ich meine den Anfang der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Da, wo so manche auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. gesetzte lang und schmerlich gehegte Hoffnung unerfüllt geblieben war, wo die Literatur sich voll Missmuth und in vornehmer Blasirtheit in die par-fümirten Salons der sogenannten guten Gesellschaft zurückgezogen hatte, da hob die Idylle nochmals ihr von Wald- und Feldblumen umkränztes Haupt. Nachdem Karl Immermann in seinem in den Roman „Münchhausen“ als Episode hineingewobenen Oberhof ein hellleuchtendes Juwel in die Krone der deutschen Poesie geschlungen,

liess Berthold Auerbach seine „Schwarzwalder Dorfgeschichten“ erscheinen und das Publikum verschlang sie mit freudiger Gier, wie man, um ein Prutzsches Gleicheniss zu gebrauchen, nach einem Diner voll ausgezeichneter und verfeinerter Genüsse sich wohl an einem derben Stück Schwarzbrot wahrhaft erquickt.

Die ersten Auerbachschen Dorfgeschichten, jene allerliebsten, thauesfrischen, tannenduftigen Bilder aus dem Volksleben sind nichts anderes, als Idyllen, und zwar die letzten, deutschen Idyllen, wenn auch schon einige, wie z. B. Jwo der Heierle, nicht mehr streng den Charakter derselben bewahren.

Aber die Sonne der neuen Zeit war doch schon zu hoch am Horizonte emporgestiegen, als dass jene zarten Blümchen eines späten Frühlings hätten bestehen können. Schon die bald darauf von Auerbach herausgegebenen Dorfgeschichten, insbesondere die „Frau Professorin“ und „Lucifer“ tragen den Stempel der Tendenz sichtbar an der Stirn, sie und namentlich das „neue Leben“, welches allerdings schon nach der Revolution von 1848 entstanden ist, kleiden sich in eine bestimmte politische oder sociale Farbe, und nehmen immer mehr Form und Gestalt des Romans an, bis endlich Berthold Auerbach in seiner tief gedachten und schön empfundenen Dichtung „Auf der Höhe“ den Waldbergen seiner Heimath nur noch flüchtige Besuche gönnend, offen einlenkte in die Strasse des Romans.

So sehen wir denn, wie in unseren Tagen die Idylle, nachdem sie ihren Lauf vollbracht, einmündet in den Roman, den grossen Strom, welcher die Literatur unserer Zeit mächtig und belebend durchfluthet. Aber wie in dem eben erwähnten Roman Berthold Auerbachs der glückliche, strahlende Sohn des Königs durch die von den Abgesandten seines mächtigen Vaters aus ihrem friedlichen Thale herbeigeholte arme Bäuerin gesäugt wird, so hat auch die Idylle der deutschen Poesie und namentlich ihrem jüngsten Kinde, dem Roman, gesunde, kräftige Nahrung zugeführt. Das merken wir an gar manchen Erzeugnissen der neuesten Literatur. Wenn Gustav Freitag auf seinen epochemachenden Roman „Soll und Haben“ als Motto die Worte schreibt: „der Roman soll das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen“, gemahnt dies nicht an Voss'sche Principien?

Da liegts. Nicht auf einsamen, über das Treiben der Menschen emporragenden Pfaden oder gar in den Wolken geht der Weg der Literatur unserer Zeit. Im vollen Leben, mit dem gesammten Volke soll sie streben, ringen und arbeiten:

„Denn mit dem Volke soll der Dichter gehn,
So les' ich meinen Schiller heut“,
sagt Freiligrath.

Das ist die grosse Aufgabe der modernen Literatur. Die Idylle aber gehört zu ihren dahin geschiedenen Kindern. Ihre Auferstehung ist nicht zu erwarten, denn die neue Zeit strebt den Zwiespalt zwischen Natur und Kultur auf anderem Gebiete zu lösen, nämlich auf dem der letzteren selbst und auch mit anderen Mitteln, nicht mehr durch Gebilde der Phantasie, sondern durch rüstiges Wirken und Schaffen. Sie macht den Ausgleich durch die That.

Einen Kranz der Erinnerung wollen wir der Idylle widmen und dann hoffen, dass die Prophezeiung der Literarhistoriker wahrmachend ihr Erbe, der Roman, bei der nach langem Sehnen und Dulden endlich herbeigeführten Einigung der deutschen Nation und bei ihrer sich immermehr entwickelnden politischen und sozialen Freiheit unserem Volke in der einzigen Dichtungsart, in welcher es bisher den Lorbeer noch nicht erlangt hat, dieses Zeichen der Vollendung erringen helfen möge, nämlich in dem Drama, der Dichtungsart der That.

Nekrolog des Herrn Professor und Ober-Lehrer Kastner.

Am 5. April starb zu Neisse das frühere Vorstandsmitglied der Philomathie, Professor und Gymnasial-Oberlehrer August Kastner.

Derselbe wurde den 2. Juli 1810 in Rayersdorf bei Landeck geboren, besuchte die Elementarschule des Dorfes Kieslingswalde bei Habelschwerdt, wo seine Eltern seit 1811 lebten, und von 1822 ab durch acht Jahre das Gymnasium zu Glatz, bezog 1830 die Universität zu Breslau und widmete sich daselbst anfangs der klassischen Philologie, sodann vorzugsweise der Geschichte und zuletzt der Mathematik und Physik, liess aber, wie er selbst in seiner Lebensbeschreibung vom Jahre 1835 sagt, „seine besondere Liebe für die Sprache und und Literatur seines Vaterlandes so viel als möglich thätig wirken.“ In diesem Jahre, in welchem ihm auf Grund seiner Staatsprüfung die unbedingte facultas docendi zuerkannt wurde, in welchem er sein Probejahr am Mathias-Gymnasium zu Breslau antrat und Mitglied des Königl. Pädagogischen Seminars zu Breslau wurde, traf ihn ein harter Schlag; der Tod entriss ihm beide Eltern und zwei seiner Geschwister. Nachdem er sich 1837 verheirathet hatte, wurde er am 10. April 1838 als ordentlicher Lehrer an das hiesige Königl. Gymnasium berufen, 1848 zum Oberlehrer befördert und 1860 mit dem Titel eines Königl. Professors geehrt. Im Jahre 1862 feierte er seine silberne Hochzeit, verlor seine Gattin aber durch den Tod am 17. November 1868 und ging der treuen Gefährtin schon am 5. April 1872 nach, ein Verlust, welcher nicht nur von seinen Angehörigen, sondern auch von den Lehrern und Schülern des Gymnasiums und von Jedem, der ihn

kannte, schmerzlich empfunden wurde. Eine treffende Zeichnung dieses Biedermannes im wahren Sinne des Wortes findet man im hiesigen Gymnasial-Programm von 1872.

„Er war ein vortrefflicher Mann“, so sagt dort Herr Director Dr. Zastra, „man mag ihn als Amtsgenossen, als Lehrer, als Gelehrten, als Christen betrachten. Seinen Amtsgenossen war er ein biederer, aufrichtiger Freund, bewährt in allen Lebensverhältnissen; nie hat er die Einigkeit des Lehrer-Collegium gestört, im Gegentheil, er war eine der festesten Säulen der Eintracht. Seinen Schülern war er ein liebenvoller, strenger, aber im höchsten Grade gerechter Lehrer, er- glühend von Eifer für seinen Beruf und für rüstige Förderung seiner Zöglinge, voll Liebe zur Wahrheit, voll Hass gegen die Lüge. Für seine Gelehrsamkeit und seinen rastlosen Fleiss zeugen eine Menge gediegener historischer Schriften, die in weiten Kreisen Anerkennung fanden. Seine Menschenfreundlichkeit, sein Wohlwollen, seine Heiterkeit, seine ungeschminkte Aufrichtigkeit, seine fleckenlose Biederkeit gewannen ihm die Herzen aller, die in seine Nähe kamen. Er war ein Christ von inniger Gottesliebe und Glaubenstreue, seine Frömmigkeit war eine tief innerliche, jedem Schein fremde.“

Auch in der Neisser Philomathie ist ihm ein ehrenvolles Andenken gesichert. Er war vom 7. Dezember 1841 bis zu seinem Tode ein eifriges Mitglied und den grössten Theil dieser Zeit ein äusserst thätiges Vorstandsmitglied, dessen viele Vorträge (und Abhandlungen) von seinem Eifer für den Verein ein beredtes Zeugniss ablegen.

Kastners literarische Thätigkeit ist eine bedeutende zu nennen. Nur wenige seiner schlesischen Zeitgenossen dürften annähernd ergiebig im Gebiete schlesischer Geschichte gearbeitet haben. Sowie sein poetisches Gemüth in seinen jüngern Jahren so manche treffliche Klänge, theils in eigener Dichtung, theils im Sammeln und Bearbeiten vorhandener Stoffe aus dem heimathlichen Sagenkreise hervorbrachte, — und wie seine Wanderlust ihn fast alljährlich ins schlesische Gebirge führte, aus dem er manche seltene Pflanze, manches seltene Gestein für seine bedeutenden Herbarien und mineralogischen Sammlungen heimführte, so forschte und sammelte er später mit wahrem Bienenfleisse im Schachte schlesischer und Neisser Geschichte; und nicht im Umfange des Materials, das er aus dem Staube zum Theil verkümmerter Urkunden aller Art mühsam zusammentrug, liegt sein grösstes Verdienst; seine schriftstellerische Treue und Wahrhaftigkeit geben seinen Arbeiten den Werth zusammenfassender Darstellung und zugleich wirklicher Urkunden.

Seine gedruckten literarischen Arbeiten sind folgende:

1. Glätzische Sagen (von Aug. Kypselos), Breslau 1838.
2. Valiska, dramatisirtes Glätzer Mährchen in 5 Acten, abgedruckt in dem Volksblatte für die Grafschaft Glatz 1840.
3. Glätzische Gedichte von Franz Schöning, herausgegeben von A. Kastner. Neisse 1842.
4. Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens und insbesondere des Fürstenthums Neisse und des Gesenkes im Programme, Neisse 1845.
5. Geschichte und Beschreibung der Neisser Pfarrkirche. Neisse 1848.
6. Geschichte der Neisser Schützengilde. Neisse 1852.
7. Diplomata Nissensia antiquiora primum edidit Aug. Kastner. Programm, Neisse 1852.
8. Stiftungsbriefe des Neisser Gymnasium. Neisse 1853.
9. Geschichte der Stadt Neisse mit besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Lebens in der Stadt und dem Fürstenthum Neisse. Zweiter Theil von 1608 bis 1655. Neisse 1854, mit einem Plan der Stadt von 1594.
10. Archiv für die Geschichte des Bisthums Breslau a) erster Band „Gesch. des Bisthums von 1500—1655“, b) zweiter Band „Gesch. und Beschreibung des Klosterstiftes Trebnitz von Aloys Bach, durchgesehen, mit Zusätzen und Beilagen vermehrt, mit 2 lithogr. Beilagen, Neisse 1059, c) dritter Band: Actenmässige Beiträge zur Gesch. des Bisthums Breslau von 1599 bis 1649. Kapitelsakten. Neisse 1863. d) vierter Band: Geschichte des Pfarrgymnasiums bei der Pfarrkirche zum hl. Jacobus in Neisse. Geschichte des bischöflichen Clerical-Seminars in Neisse von 1575—1656, Geschichte der Neisser Pfarrbibliothek, Neisse 1866. (Dieser Band bildet zugleich den 3. Band des ersten Theils der Geschichte der Stadt Neisse.)
11. Mehrere historische Abhandlungen im schlesischen Kirchenblatte z. B.:
 - a) Nachrichten von den Weihbischöfen des Breslauer Bisthums seit 1506; 1855.
 - b) Der heilige Hyacinth, 1857.
 - c) Beiträge zur Geschichte der Domprediger der Cathedrale zu Breslau seit 1523; 1857.
 - d) Eustachius von Knobelsdorf, Decan der Breslauer Cathedrale, ein lateinischer Dichter, 1858.
 - e) Franz Dismas Tichy, Pfarrer zu St. Mauritius 1861.

12. Mehrere historische Abhandlungen in den Jahresberichten der Neisser Philomathie, von denen besonders hervorzuheben:

Tagebuch über die Belagerung der Stadt und Festung Neisse 1807; 1872.

In den im Nachlasse vorgefundenen, noch ungedruckten Manuscripten, welcher der frühere Landschaftssyndicus zu Neisse, Herr Otto Winkler, gegenwärtig in Stettin, (ebenfalls früher Mitglied der hiesigen Philomathie) katalogisirt hat, dürften ausser einem reichen Schatze historischer Notizen zur Geschichte der Stadt Neisse und des Bisthums Breslau besonders hervorzuheben sein:

A. an geschichtlichen Arbeiten:

1. Geschichte der Stadt Neisse, erster Theil, von den ältesten Zeiten bis 1608.
2. Geschichte der Stadt Neisse, dritter Theil, v. 1600 – 1852.
3. Scriptores rerum Nissensium, 33 Bände in Folio.
4. Excerpta aus den Neisser Landbüchern; 1. Bd. bis 1418,
2. Bd. von 1431 – 1447, 3. Bd. von 1519 – 1611.
5. Excerpta aus den Neisser Stadtbüchern.
6. Urkundliches Material zur Geschichte fast sämmtlicher Neisser Kirchen, Klöster und Stiftungen.
7. Diplomatische Beiträge zur Geschichte des Bisthums Breslau,
3. Bände in Folio.
8. Acten der Michelauer Commission von Pedewitz. 1 Bd. Fol.
9. Vollständiges Register zu den schlesischen Religions-Acten von Gottfr. Buckisch. 1 Bd. Fol.
10. Urkunden des Cisterzienser-Stifts Camenz, 3 Bände Fol.
11. Geschichte der Pfarrkirche und Parochie Ottmachau.
12. Urkundliche Chronik des Neisser Archipresbyteriats. 3 Bde.

B. Sagen und Legenden:

1. Schlesisches Sagenbuch. Schlesische Sagen in Prosa und Versen, gesammelt aus mündlichen und schriftlichen Quellen, bearbeitet von A. K.

2. Schlesisches Legendenbuch.

Austen, Gymnasiallehrer.



Verhandlungen

vom April 1872 bis zum Mai 1874.

Den 23. April 1872 eröffnete die Philomathie die Sitzungen des Sommersemesters.

Der Herr Major Schläger hielt einen Vortrag „über den 2. Theil von Göthes Faust.“

In der Sitzung des 14. Mai 1872 sprach Herr Prem.-Lieutenant Löbbecke „von den Entfernungen der Himmelskörper und dem Venusdurchgange am 8. December 1874.“

Der Verfasser widerlegte die Ansicht, dass sich die Astronomie nur auf Hypothesen gründe, und führte dabei an, dass dieser Glaube theils dadurch entstanden, weil die Astronomen aufrichtiger sind, als die Gelehrten vieler anderer Disciplinen und eine nicht vollständig erwiesene Thatsache auch als Hypothese hinstellten, theils dadurch, dass das grosse Publicum als Zweck astronomischer Forschungen die Beschaffenheit der Oberfläche der Weltkörper und die Bewohnbarkeit derselben hinstelle, diese aber nicht das Ziel der Astronomie sei, sondern vielmehr sei die wahre Aufgabe die Bewegungsverhältnisse der Sterne und die Entfernung der Körper zu erforschen.

Die Entfernung wird durch eine Standlinie und zwei Winkel bestimmt. Auf Gegenstände der Erde angewendet, erscheint von einem bestimmten Standpunkt der Gegenstand an einem bestimmten Ort. Dies ist aber der scheinbare Ort des Gegenstandes, denn ändert man den Standpunkt, so ändert sich auch der Ort. Diese Verschiebung wird Parallaxe (von παράλλαξις) genannt und versteht man darunter den Winkel, den 2 von verschiedenen Standorten nach dem Gegenstand

gezogene Gesichtslinien bilden. Die Grösse der Parallaxe ist abhängig von der Grösse der Standlinie und der Entfernung. Je grösser die Standlinie, desto grösser die Parallaxe, je grösser die Entfernung, desto kleiner die Parallaxe.

Auf den Himmel angewendet, erscheint ein Stern von jedem Standpunkt der Erde aus betrachtet an einer anderen Stelle. Diese ist der scheinbare Ort des Sternes, der sich um den wahren Ort, den man erhält, wenn man vom Mittelpunkt der Erde aus den Stern betrachtet, gruppirt. Letzterer Fall tritt ein, wenn der Stern im Zenith des Beobachters steht. Steht der Stern im Horizont des Beobachters, dann ist die Gesichtslinie eine Tangente an die Erde. Erscheint nun derselbe Stern einem Beobachter im Horizont und einem anderen zur selben Zeit im Zenith, dann bilden die an den Stern gezogenen Gesichtslinien eine Parallaxe, welche man die Horizontalparallaxe nennt.

Diese Parallaxe kann in Minuten und Secunden am Himmelsgewölbe abgemessen werden, wenn man die Gesichtslinien auf dasselbe projicirt. In diesem Dreieck sind, da der Radius der Erde bekannt ist, eine Seite und zwei Winkel gegeben, mithin ist die Hypotenuse des Dreiecks, die Entfernung des Sterns vom Erdmittelpunkt, zu finden. In Folge der Horizontalparallaxe hat man die Entfernung des Mondes und fast sämmtlicher Planeten gefunden. Auch die Horizontalparallaxe der Sonne wurde gleich 8° , Secunden ermittelt. Die Entfernung derselben daher gleich 20,668,217 Meilen berechnet.

Da jedoch eine Messung von 1 Secunde mit unseren besten Winkelinstrumenten nicht ausführbar ist, und ein etwaiger Fehler von 1 Secunde die Entfernung um 2 Millionen Meilen differiren lässt, so hat man eine andere Methode ermittelt, um die Entfernung kennen zu lernen, und bietet das Phänomen des Venusdurchgangs die Möglichkeit, die Entfernung auf das Genaueste kennen zu lernen.

Von welcher Wichtigkeit die Ermittelung der Entfernung der Sonne von der Erde ist lehrt uns der Hinweis, dass wir alsdann zur Ermittelung der Entfernung entlegener Sterne eine Standlinie wählen können, welche circa 41 Millionen Meilen lang ist, nämlich den Durchmesser der Erdbahn. Die Erde befindet sich am 1. Januar und am 1. Juli an den entgegengesetzten Punkten dieses Durchmessers und wird ein Stern von diesen an 41 Millionen Meilen entfernten Standpunkten wohl eine grosse Parallaxe (die doppelte jährliche Parallaxe) zeigen. Allerdings die Entfernungen der Fixsterne sind dabei ausge-

schlossen, denn diese sind so weit, dass die von diesen 41 Millionen Meilen entfernten Punkten an dieselben gezogenen Gesichtslinien parallel erscheinen, mithin der Weg von 41 Millionen Meilen in Bezug auf die Entfernung eines Fixsterns ein Punkt ist. Man hat einige Entfernungen von Fixsternen dennoch gefunden, aber durch andere Berechnungen. Man beobachtete die Doppelsterne und die Eigenbewegung der Fixsterne. Die Rechnung lehrt, dass wenn die doppelte jährliche Parallaxe gleich 1 Secunde ist, die Entfernung alsdann 4 Billionen Meilen beträgt. Man nennt dies Maas eine Sternweite. Die Fixsterne sind aber bedeutend weiter entfernt und weiss man vom Stern 61 im Schwan die Parallaxe 0,374", Entfernung 11,4 Billionen Meilen, Weg des Lichtes 8,7 Jahre.

Vom Sirius Parl. 0,230" Entf. 18,5 Bill. Lichtweg 14,1 Jahre.

„ Wega „ 0,207" „ 20,6 „ „ 15,7 „

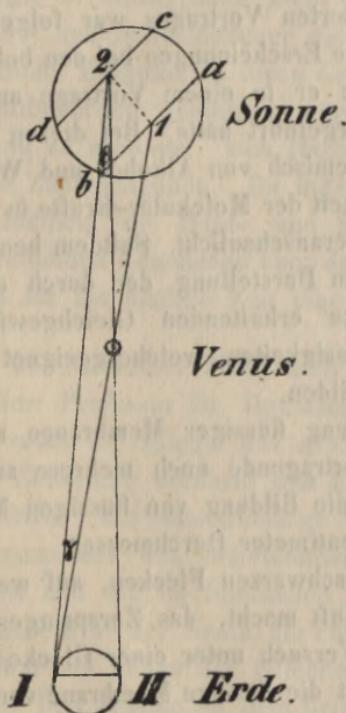
„ Capella „ 0,046" „ 92,8 „ „ 70,8 „

Nach Herschels Meinung giebt es Sterne, deren Licht erst in mehreren Jahrtausenden zu uns kommt. So ist der Himmel eine Zeitung, die uns Nachricht bringt aus allen Gegenden, je weiter die Gegend, desto älter die Zeitung.

Wenngleich die Entfernung der Sonne von der Erde zur Ermittelung der Entfernung der Fixsterne ohne Belang ist, so giebt sie uns doch das Mittel an die Hand, uns in unserem Sonnensystem genau zu orientiren. Dieser Grund ist es allein, weshalb für das am 8. Dezember 1874 stattfindende Phänomen so bedeutende Geldopfer von allen Staaten gebracht werden, und kostspielige Expeditionen ausgerüstet werden. Für unsere Gegend ist die Erscheinung nicht sichtbar, da die Sonne bei uns zu dieser Zeit noch nicht aufgegangen ist. Die Erscheinung besteht darin, dass man einen dunklen Punkt, nämlich die Venus, durch die Sonnenscheibe wandern sieht. Die Venus umkreist die Sonne in geringerer Entfernung als unsere Erde, sie durchellt dabei nicht dieselbe Ebene, und vollendet ihren Umkreis in 225 Tagen, während die Erde 365 Tage braucht. Nur an den Punkten, wo die Ebene der Venusbahn die Ebene der Erdbahn schneidet, kann daher, wenn die Venus mit der Erde in dieselbe Gesichtslinie von der Sonne betrachtet gelangt, das Bild der Venus auf die Sonnenscheibe projicirt werden. Die Erde durchellt die Punkte, wo die Ebene der Venusbahn ihre Bahn schneidet, im Anfange des Monats December und im Anfange des Monats Juni, folglich kann ein Venusdurchgang nur in diesen Monaten bemerkt werden. Aus den Bahn-

verhältnissen der Venus und der Erde hat man auf das genaueste berechnet, dass Venus und Erde in dieselbe Gesichtslinie mit der Sonne gelangt am 8. December 1874, darauf am 6. December 1882, ferner am 7. Juni 2004 und darauf am 5. Juni 2012.

Man sieht alsdann die Venus, weil sie ihre Schattenseite der Erde zuwendet, als einen dunklen Punkt durch die Sonnenscheibe gehen.



In kurzen Worten soll eine Methode angegeben werden, wie man aus dem Venusdurchgang die Sonnenparallaxe und damit die Entfernung der Sonne von der Erde findet.

Man wählt auf der Erde eine beliebige Standlinie I-II. Von I sieht man die Venus bei a eintreten und bei b austreten, von II aus betrachtet, tritt Venus bei c ein und bei d aus. Durch Berechnung findet man, dass, wenn I Venus in einem gewissen Zeitmoment in 1, II zu derselben Zeit Venus in 2 gesehen hat, die Entfernung 1-2; (man muss dabei die Zeit, welche Venus braucht, um die Sehnen ab und cd zu durchlaufen, in Rechnung bringen.) Die Entfernung 1-2 in Grade ausgedrückt bezeichnet den Winkel γ , Winkel $\gamma + \text{Winkel } \beta = \text{Winkel } \alpha$.

$$\gamma + \beta = \alpha, \text{ also } \alpha - \beta = \gamma.$$

α ist die Parallaxe der Venus.

β ist die Parallaxe der Sonne.

Der Unterschied beider ist somit gefunden.

Nach dem dritten Kepplerschen Gesetz ist das Verhältniss der Venus-zur Sonnen-Parallaxe bekannt.

Ist nun das Verhältniss und der Unterschied beider bekannt, so ist auch die Parallaxe selbst gefunden,

Die Standlinie I-II muss auf den Halbmesser der Erde reducirt werden, wodurch die wirkliche Horizontalparallaxe erhalten wird.

Schliesslich erwähnte Referent noch die Vorbereitungen, die Deutschland, Russland und Amerika zur Beobachtung des Phänomens getroffen haben.

Den 13. Juli 1872 hielt Herr Premier-Lieutenant Tilike einen Vortrag „über den Landsknecht.“

Am 3 October 1872 sprach der Realschul-Director Herr Dr. Sondhauss „über die Cohäsion der tropfbaren Flüssigkeiten.“ Der Inhalt des durch Experimente erläuterten Vortrages war folgender:

Der Vortragende erinnerte an die Erscheinungen bei den bekannten Plateau'schen Versuchen, welche er in einem Vortrage am 29. October 1866 *) der Gesellschaft vorgeführt hatte. Bei diesen Versuchen wurde an einer in einem Gemisch von Alkohol und Wasser schwebenden Oelmasse die Wirksamkeit der Molekular-Kräfte in einer der Schwere entzogenen Flüssigkeit veranschaulicht. Seitdem benützen Plateau und Andere zur bequemeren Darstellung der durch die in Flüssigkeiten wirksame Cohäsion zu erhaltenden Gleichgewichts-Figuren Seifenwasser und andere Flüssigkeiten, welche geeignet sind, Blasen und flüssige Membranen zu bilden.

Ausser den bisher zur Darstellung flüssiger Membranen angewandten Flüssigkeiten wies der Vortragende noch mehrere andere als dazu geeignet nach und zeigte die Bildung von flüssigen Membranen mit Drahtringen bis zu 25 Centimeter Durchmesser.

Interessant ist die Bildung von schwarzen Flecken, auf welche, wenn man den Versuch an freier Luft macht, das Zerspringen der Blase rasch folgt. Macht man den Versuch unter einer Glocke oder in einer geschlossenen Flasche, so ist die flüssige Membrane von viel längerer Dauer, man kann die sich entwickelnden schwarzen Flecke beobachten und constatiren, dass die Membrane an den Stellen, wo die schwarzen Flecke sichtbar sind, specifisch leichter und so durchsichtig ist, dass das Licht daselbst gar nicht oder nur sehr schwach reflectirt wird. Im durchfallenden Lichte erscheinen die Theile der Membran, die von oben gesehen schwarz sind, hell.

Schliesslich wurde die Einwirkung der Centrifugalkraft auf rotirende Blasen und Membranen nachgewiesen.

*) Fünfzehnter Bericht der Philomathie in Neisse p. 352.

Den 30. October 1872 fand ein Vortrag des Kreis-Steuereinnehmers Herrn Tannert statt über die Frage: „Ist die Beseitigung der Mahl- und Schlachtsteuer wünschenswerth?“

Zunächst sprach der Vortragende im Allgemeinen über die direkten und indirekten Steuern, welche in Preussen erhoben werden, und ging sodann näher auf die Entstehung und das Wesen der Mahl- und Schlachtsteuer ein. Im Princip sprach er sich gegen das Fortbestehen dieser nicht mehr zeitgemässen Steuer aus, weil sie die nothwendigsten Lebensmittel vertheuere, demoralisirend wirke und durch die Zollbarrieren den Handel und Verkehr beschränke. Allein es lasse sich, fügte er hinzu, auch nicht leugnen, dass durch die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer die betreffenden Communen eine recht empfindliche Einbusse in ihren Gesamteinnahmen erleiden und darum die Stadtbehörden genöthigt würden, die Communal-Abgaben sehr bedeutend zu erhöhen. Den Nachweis hierfür führte er durch eingehende Zahlenangaben. Da indess der Staat von der Klassensteuer und Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer keinen Vortheil hat, die betreffenden Communen aber dagegen petitioniren, so wird voraussichtlich für die nächste Zeit eine Aenderung nicht eintreten.

Am 21. November 1872 hielt der Oberlehrer des kath. Gymnasiums Herr Professor Dr. Hoffmann einen Vortrag „über die griechischen Frauen im Spiegel der griechischen Poesie.“

Die Einleitung berührte den Entwicklungsgang der Griechen im Allgemeinen. Die naturwüchsige Harmonie des innern und äussern, des allgemeinen und individuellen Seins macht den Eindruck der Schönheit und die im Sinnlichen bildende, das Ewige im Zeitlichen darstellende Kraft der Seele, die Phantasie und ihre Tochter, die Kunst, gestalteten das Leben der Griechen und lösten ihnen die Räthsel des Daseins. Das Schöne ist dem Griechen Eins mit dem Sittlichen. Zur Erreichung desselben soll die Gymnastik den Körper stark und gewandt machen, die Musik die Seele klar und mild stimmen. Im Einklang mit dem Gesetz, in opferwilliger Hingebung für das Vaterland soll der Mensch neben der Freiheit seiner Kraft das Maass und die Ehrfurcht vor dem Göttlichen bewahren. Der griechische Geist ist wie im plastischen Kunstwerk ganz Eins geworden mit dem Leibe und versenkt sich nicht in die eigene Innerlichkeit; das Gemüth, das Ewigweibliche im Menschen, kommt als solches noch nicht zu seinem Recht, die ganze Cultur ist eine männliche, der Mensch geht im

Bürger auf. Öffentlich wird der Jüngling erzogen, öffentlich wirkt der Mann. Für die romantische Liebe hat das Herz des Jünglings keinen Raum, der Mann keine Zeit. — Hierauf wurde die Stellung der Frauen aus der griechischen Dichtung beleuchtet. Und da die griechische Literaturgeschichte die Eigenthümlichkeit hat, dass nie mehrere Dichtarten neben einander betrieben werden, sondern immer eine die andere ablösst, so wurden der chronologischen Entwicklung gemäss nach einander die bedeutenderen Frauengestalten des Epos, der Elegie, der Jambik, der dorischen und äolischen Lyrik, endlich die Hauptrepräsentantinnen des weiblichen Geschlechts aus dem Trauer- und Lustspiel vorgeführt und die abweichenden Ansichten der betreffenden Dichter über die Frauen mit ihren eigenen Worten charakterisiert. Das Germanenthum, in Anerkennung der sittlichen Gleichberechtigung beider Geschlechter mit dem Christenthume zusammen-treffend, bildet gegenüber dem Hellenismus auch in dieser Hinsicht einen Fortschritt in der Weltgeschichte.

Am 19. December sprach der Realschullehrer Herr Dr. Melzer „über E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewussten.“ Der obige Aufsatz (S. 8—35) enthält diesen Vortrag mit einigen Abänderungen.

Seit dieser Zeit hat E. v. Hartmann seine literarische Thätigkeit auf philosophischem Gebiet rüstig fortgesetzt. In diesem Jahr sind von ihm „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus“ erschienen. Auch beginnt sich bereits eine philosophische Schule um Hartmann zu bilden, zu der Taubert, Venetianer u. A. gehörten, die von Hartmann selbst zahlreiche Gegner findet.)

Den 23. Januar 1873 sprach Herr Lieutenant Hannig „über die französische Expedition nach Mexiko.“

Am 8. Februar 1873 hielt der Realschullehrer Herr Blasel einen Vortrag „über das Leben des Pythagoras.“

Am 6. März 1873 behandelte Herr Rechtsanwalt Grauer in einem Vortrage „die deutsche Idylle.“ (Derselbe ist unverändert abgedruckt S. 53—67 dieses Berichtes.)

Den 3. April 1873 sprach Herr Landschaftssyndikus Winkler „über Lassalle als Socialisten.“

In der Sitzung am 28. April 1873, in welcher der Verein zugleich sein 35. Stiftungsfest feierte, hielt der Gymnasial-Director Herr Dr. Zastra einen Vortrag „über Aristophanes Wolken mit einer Einleitung über die alte attische Komödie.“

In der Sitzung am 29. Mai 1873 hielt Herr Realschullehrer Rose einen Vortrag „über den sogenannten Zahn der Zeit.“

Nachdem der Vortragende erläutert hatte, dass er hierunter die Erscheinungen der Verwitterung, der Fäulniss und Verwesung begreife, führte er als hauptsächlich zerstörende Agentien das Wasser an und die Athmosphärilien, und unter diesen wiederum den Sauerstoff und die Kohlensäure. — Die Wirksamkeit des Wassers sei hauptsächlich eine mechanische, was durch Aufzählung einer ganzen Reihe von Erscheinungen des Weiteren begründet wurde; nach allerdings unberechenbaren Billionen von Jahren, nachdem die Reaktionen des Erdinneren gegen das Erdäussere aufgehört haben, werden durch die nivellirende Wirkung des Wassers alle Berge abgetragen und alle Thäler ausgefüllt werden, so dass die Erde dereinst eine massive, von einer Eisschicht bedeckte Kugel darstellen muss. — Die Kohlensäure wirke besonders zersetzend ein auf die Feldspathe und alle Feldspathaltigen Mineralien, wie Granit, Porphy, Thonschiefer, Basalt u. s. w. — Durch den Sauerstoff der Luft werden Verwesung und Fäulniss vermittelt und bei diesen Prozessen der Kohlenstoff und Wasserstoff der pflanzlichen und thierischen Organismen in Kohlensäure und Wasser, der Stickstoff aber in Ammoniak verwandelt, und die genannten Zersetzungprodukte sind wiederum die wichtigsten Nahrungsmittel für die Pflanzen, so dass der Tod immer wieder die Quelle des Lebens für eine neue Generation werde. — Hieran reichte der Vortragende eine eingehendere Betrachtung des Sauerstoffgases. Nach Voranschickung einiger historischer Daten über seine Entdeckung und das ihr vorhergegangene phlogistische Zeitalter wurde der Sauerstoff aus chlorsaurem Kali dargestellt und zum Schluss eine Reihe glänzender Verbrennungserscheinungen vorgeführt.

Hierauf legte Herr Realschullehrer Rose einen Metallspiegel vor, welcher von dem Premier-Lieutenant Herrn Kutzen aus Japan mitgebracht worden ist. Der Spiegel ist kreisförmig, von 2 dm. Durchmesser und etwa 2 mm. Dicke, aus Bronze, und hat auf der Rückseite ein Reliefbild. Die spiegelnde Fläche ist ein ausserordentlich dünner Belag von Silber. Wenn man nun mit diesem Spiegel das directe Sonnenlicht auf eine weisse Wand reflectirt, so sind in dem reflek-

tirten Lichtkreise die Konturen der auf der Rückseite des Spiegels befindlichen Reliefzeichnung durch hellere Linien markirt. Es konnte keine genügende Erklärung für diese Erscheinung gegeben werden, und ist diese physikalische Spielerei uns heute noch ein ungelöstes Problem.

Den 26. Juni 1873 hielt der Oberlehrer des Gymnasiums, Herr Kössler, einen Vortrag „über den Bau der Sonne“, dessen Inhalt nachstehend im Auszuge mitgetheilt wird.

Die Sonne ist eine glühende nicht feste Masse von ungeheurer Temperatur (nach Secchi ungefähr 5 Millionen Grad C.) und besteht grösstentheils aus Metallen, die sich vorzugsweise im dampfförmigen Zustande befinden. Die sichtbare Grenze der Sonnenmasse liegt da, wo die Condensation der Dämpfe zu wolkenartigen Gebilden beginnt. Die Wolken sind durch Zwischenräume von einander getrennt, welche Dämpfe enthalten und schwächer als die Wolken leuchten. Daher sieht man unter günstigen Bedingungen durch ein Fernrohr mit grosser Oeffnung und starker Vergrösserung die Oberfläche der Sonne gleichsam mit einem Netze überzogen. Die aus den Wolken zusammengesetzte leuchtende Hülle heisst Photosphäre. Ueber die Photosphäre breitet sich eine weit ausgedehnte Atmosphäre aus, in welcher sich drei Schichten unterscheiden lassen: 1. eine Schicht von Metalldämpfen; 2. eine röhliche hauptsächlich glühenden Wasserstoff enthaltende Schicht, die Chromosphäre; 3. eine sehr verdünnte Schicht, die Leukosphäre, welche während der totalen Sonnenfinsternisse als Corona erscheint. Die äusserste Grenze der Sonnenatmosphäre hat noch nicht bestimmt werden können.

Im Innern der Sonne treten heftige Störungen ein, die bis an die Oberfläche sich fortsetzen, bedeutende Hebungen und Senkungen, auch Durchbrüche in der Photosphäre und Chromosphäre veranlassen und so Fackeln (Hebungen der Photosphäre von grösserer Lichtintensität), Protuberanzen (lokale Anhäufungen der die Chromosphäre zusammensetzenden Stoffe) und Flecke (bald grössere, bald kleinere Lücken in der Photosphäre oder sich senkende Wolkengebilde von niedriger Temperatur, als die der Photosphäre) bedingen. Der Aggregatzustand in der Tiefe des Sonnenkörpers ist unbekannt. Jedoch in Erwägung der hohen Temperatur, des starken Druckes und der gewaltigen Gleichgewichtsstörungen ist für die Dämpfe in einer gewissen Tiefe die Annahme des kritischen Zustandes (im Sinne von Andrews) nicht ungerechtfertigt.

Beobachtungen über die Temperatur und die Protuberanzen an verschiedenen Stellen der Sonne haben ergeben, dass die äquatorialen Gegenden wärmer als die polaren sind. Wegen dieses Temperaturunterschiedes müssen sowohl in der Sonne, als auch in ihrer Atmosphäre Strömungen entstehen; die Art derselben ist nicht gehörig bestimmt. Die Strömungen theilen den Fackeln, Protuberanzen und Flecken besondere Bewegungen mit. Polarströme können am Aequator ein Aufstauen der Sonnenmasse bewirken, wodurch den inneren Kräften ein grösserer Widerstand geleistet und die Fleckenbildung verhindert wird. An den Polen ist die Wirkung der inneren Sonnenkräfte am schwächsten. Die meisten Veränderungen der Sonnenoberfläche treten in zwei symmetrisch zum Sonnenäquator gelegenen Zonen ein; jede erstreckt sich vom 10. bis zum 30. Grade heliocentrischer Breite.

Durch die fortdauernde Wärmestrahlung in dem kalten Weltraume muss die Temperatur der Sonne sinken. Innerhalb sehr vieler Jahre ist die Temperaturabnahme für die Erdbewohner unbemerkbar, weil durch die fortwährende Verdichtung der Sonnenmasse die ausgestrahlte Wärme grösstentheils wieder ersetzt wird. Eine Verdichtung der Sonne von ihrer jetzigen geringen Dichtigkeit bis zur Dichtigkeit der Erde würde es möglich machen, dass die gegenwärtige Sonnenausstrahlung 17 Millionen Jahre fortdauert. Die Verdichtung der Sonnenmasse muss, wenn sie keine Action von aussen erfährt, einmal aufhören — und dann spendet die Sonne weder Licht noch Wärme.

Den 9. October 1873 begannen die Sitzungen des Wintersemesters mit einem Vortrage des Herrn Dr. med. Stern: „Historische Rückblicke auf medicinische Charlatanerie unseres Jahrhunderts.“

Am 20. November 1873 sprach der Kgl. Kreisschulinspector Herr Dr. Giese über „Schiller, den Priester des Schönen.“

Den 17. December 1873 hielt Herr Gymnasiallehrer Austen einen Vortrag „über den Geschichtsschreiber Macaulay.“

Am 27. Januar 1874 handelte der Stabsarzt Herr Dr. Wolff in seinem Vortrage „über die sanitäts-polizeiliche Sorge für die Pflege und Erziehung der unehelichen Kinder.“ (Vergl. oben S. 36—52, wo dieser Vortrag abgedruckt ist.)

In der Sitzung am 24. Februar 1874 sprach Herr Premierlieutenant Proske „über die letzte Katastrophe im Feldzuge 1870/71.“ Der Vortragende erläuterte seine Ausführungen durch von ihm selbst angefertigte Croquis des Kriegsschauplatzes.

Am 24. März 1874 trug Herr Premierlieutenant Löbbecke „über den Einfluss des Mondes auf die Erde“ vor. Folgendes war der wesentliche Inhalt des Vortrages:

In der Einleitung wurde hervorgehoben, dass die Gesetze der Galanterie älter sind als das Menschengeschlecht, da alle Planeten huldigend die Sonne umkreisen und auch in ihren gegenseitigen Beziehungen ein nicht zu verkennendes *savoir vivre* besteht. So begleitet der Mond die Erde auf ihrer Reise um die Sonne und beleuchtet in der Nacht ihren Pfad.

Zwei Bewegungen des Mondes werden dem aufmerksamen Beobachter schon nach kurzer Zeit bemerklich, erstens die Bewegung von Osten nach Westen, die der Mond mit allen Gestirnen gemein hat in Folge der Umdrehung der Erde um ihre Axe, und zweitens eine Bewegung von Westen nach Osten, die täglich 13 Grad beträgt, dies ist die Eigenbewegung des Mondes. In Folge dieser Bewegung geht er täglich später auf und gelangt täglich 50 Minuten später in den Meridian. In 27 Tagen 7 $\frac{1}{2}$ Stunden hat er einen ganzen Umlauf von 360 Grad vollbracht und nennt man diese Umlaufszeit „die siderische.“ Eine andere Umlaufszeit in Bezug auf seine Stellung zur Sonne, z. B. vom Neumond bis wieder zum Neumond nennt man „die synodische“, und währt dieselbe 29 Tage 12 Stunden. Hat der Mond einen vollen Umlauf in 27 Tagen 7 $\frac{1}{2}$ Stunden vollbracht, dann findet er die Sonne nicht mehr an dieser Stelle, sondern noch 27 Grade östlich, da letztere in Folge der Bewegung der Erde täglich circa 1 Grad nach Osten sich bewegt. Um nun diese 27 Grade zu durchheilen, braucht der Mond noch 2 Tage und 5 Stunden, so dass die Synode 29 Tage 12 Stunden dauert. Diese Zeit ist der Monat.

Die Umlaufszeit des Mondes, verbunden mit seiner Entfernung von der Erde, gab dem berühmten Astronomen Newton Veranlassung, die Gravitationsgesetze zu entdecken. Von der Thatsache ausgehend, dass ein Körper auf der Erdoberfläche in 1. Secunde 15 Fuss fällt, berechnete er, wie viel er in der Höhe des Mondes fallen würde, und fand er das Resultat mit dem Wege des Mondes in vollster Uebereinstimmung. Er zerlegte hierbei den Weg in die Wirkung

zweier Kräfte, von denen die eine den Mond zur Erde zieht und die andere ihn in tangentialer Richtung fortbewegt. Wie nun die Anziehungskraft der Erde auf den Mond gefunden war, so liess sich auch die Anziehungskraft jedes Weltkörpers auf den anderen berechnen, wenn die Entfernung und die Masse desselben bekannt war. Da die Anziehung der Körper gegenseitig ist, so beruht der Einfluss des Mondes auf die Erde vor allen Dingen darauf, dass der Mond die Erde anzieht, und zeigt sich dies am Auffallendsten bei der Erscheinung der Ebbe und Fluth, wo die flüssigen Theile der Erdoberfläche dieser Anziehung folgen. Nach Beschreibung dieses Phänomens, das die Alten nicht erklären konnten und erst durch Newton seine Auslegung fand, zeigte der Vortragende, dass nicht die Grösse der Anziehung, sondern die Differenz derselben, mit welcher der Mond auf die nächsten und entferntesten Theile der Erde wirkt, diese Erscheinung hervorruft. So zieht der Mond den ihm am Nächsten liegenden Punkt der Erde so an, dass dieser Punkt in 1. Secunde 0,0000537 Fuss, den Mittelpunkt derartig, dass er 1 Secunde 0,0000513 Fuss, den ihm am Entferntesten liegenden Punkt der Erde derartig, dass er in 1. Secunde 0,0000496 Fuss zum Monde fällt. Die Differenz zwischen dem ersten und letzten Punkt beträgt daher 0,0000041 Fuss. Die Sonne zieht zwar jedes Theilchen der Erde 198,52 mal stärker an als der Mond, doch beträgt die Differenz jener beiden Punkte nur 0,0000015 Fuss. Mithin ist die Einwirkung des Mondes auf die Erde 2,73 mal grösser als die der Sonne. Die dem Monde und der Sonne zugekehrten Wassertheile werden zu diesen hingezogen, während die dem Monde abgekehrten Theile hinter dem Mittelpunkt der Erde zurückbleiben. Es werden mithin an beiden Stellen Anhäufungen stattfinden und so zwei Fluthen verursacht werden, während die in der Mitte liegenden Wassertheile Ebbe haben. Trotz der geringen Grösse der Fallräume ist die Erscheinung der Ebbe und Fluth dennoch ein gewaltig in die Augen fallendes Phänomen, da nicht nur die Wirkung der Anziehung auf ein einzelnes Theilchen, sondern vielmehr auch die Gesamtwirkung auf alle Theile wahrgenommen wird. Durch den Lauf des Mondes wird nicht allein der Eintritt, sondern auch die Grösse der Fluthen bestimmt. Da der Mond täglich 50 Minuten später in den Meridian gelangt, so liegt auch zwischen zwei entsprechenden Tagesfluthen eine Zeit von 24 Stunden und 50 Minuten. Die Fluth tritt nicht sofort ein, sondern durch Localverhältnisse, sowie auch durch das Reiben der Wassertheile, welche sich

zur Fluthwelle ansammeln, wird eine Verzögerung hervorgerufen, die für jeden Ort der Erde verschieden ist. Da der Mond von Osten nach Westen sich in Folge der Rotation der Erde fortzubewegen scheint, so schreiten auch die Fluthwellen von Osten nach Westen fort. Je östlicher der Ort, desto eher hat er die Fluth. Da sich die Ostküsten den Fluthwellen entgegenstellen, so ist hier die Fluth bedeutend grösser, in der Fundybai in Nordamerika steigt die Fluth bis **70 Fuss**, während für Cherbourg die mittlere Höhe nur **16 Fuss** beträgt.

Der Mond nimmt bei seinem Umlauf um die Erde die verschiedensten Stellungen zur Sonne an und steht bei Neu- und Vollmond mit der Sonne in derselben Linie zur Erde. Es wirken daher die Mond- und Sonnenfluthen gemeinschaftlich, die Fluthen sind daher grösser, als bei den Quadraturen, wo der Mond Fluth und die Sonne Ebbe bewirkt, also die Fluthen nur die Differenz der Mond- und der Sonnenfluthen sind. Der Mond kommt auch in die verschiedensten Entfernungen von der Erde bei seinem Umlauf in Folge seiner elliptischen Bahn, und zeigt sich daher in der Erdnähe die Fluth bedeutender als in der Erdferne.

Wegen der abgeplatteten Gestalt der Erde ist die Anziehung welche dieselbe in der Ebene des Aequators erfährt, am grösssten, daher sind auch in den Aequatorialgegenden die Fluthen am grösssten. Bei 60 Grad Breite sind die Fluthen gänzlich verschwunden. Steht der Mond selbst im Aequator, so ist die Fluth auch bedeutender. Ferner wenn die Sonne im Aequator steht zur Zeit der Nachtgleichen am **21. März** und **23. September**, dann sind ebenfalls die Fluthen am grösssten.

Die Sonne steht im Winter der Erde näher als im Sommer mithin müssen auch die Winterfluthen bedeutender sein als die Sommerfluthen.

Am grösssten sind demnach die Erscheinungen, wenn Neu- oder Vollmond in die Nachtgleichen fallen und zugleich der Mond in der Erdnähe sich befindet.

Wie der Mond das Wasser der Erde anzieht, so muss er auch die luftförmigen Theile der Erdatmosphäre anziehen, doch ist dieser Einfluss für uns wenig bemerklich, da wir uns am Grunde des Luftpmeeres aufhalten. Einen Einfluss dem Monde auf die Witterung zuschreiben ist aber sehr gewagt, da die Bedingungen des Wetters meistens in tellurischen und localen Verhältnissen liegen.

Dass der Mond Einfluss auf das Wachsthum der Pflanzen hat, ist dadurch erwiesen, dass eine Pflanze zu ihrer Entwickelung Licht braucht, und weil bei zunehmendem Monde ein Theil der Nacht durch Mondlicht erhellt ist, so ist die Lichtmenge dem Gedeihen der Pflanzen günstig. Eine Wärmequelle ist aber die leuchtende Scheibe des Vollmonds nicht, da der Professor Baille in Frankreich gefunden hat, dass der Vollmond während der Sommermonate soviel Wärme reflektire, als eine gleich grosse schwarze Oberfläche von 100 Grad Temperatur in einer Entfernung von 36 Metern.

Eine merkwürdige Einwirkung besitzt der Mond auf die Magnetnadel, und hat Keil mit Hülfe des Gauss'schen Apparates gefunden, dass der Mond den Südpol der Nadel anzieht, so dass der Nordpol vor der Culmination nach Westen, nach derselben nach Osten abgelenkt wird.

Bedeutend ist aber der Einfluss des Mondes auf die vulkanischen Erscheinungen der Erde, wie der berühmte Astronom Falb in Graz in neuester Zeit nachgewiesen hat.

Es ist erwiesen, dass im Innern der Erde eine feurig flüssige Masse existirt, welche ähnlich wie die Wassertheile der Erde, von dem Monde angezogen wird. Es werden auch hier Ebben und Fluthen hervorgerufen, die zwar durch die Dicke der Erdkruste in ihrem Erscheinen vielfach beeinträchtigt und modifizirt werden, doch deren Periodicität unverkennbar ist. Durch diese Einwirkung des Mondes auf das flüssige Erd-Innere wird die Gleichmässigkeit der Erde beeinträchtigt. Nachdem die Entwicklung der Abkühlung der Erde in grossen Zügen vorgetragen, wurde gezeigt, dass das flüssige Erdinnere auf zweierlei Weise mit der Erdoberfläche communicirt, nämlich durch Hebung der flüssigen Masse aus den Kratern der Vulkane, und durch Hebung derselben in höher gelegenen Becken, wo die feurige Erdmasse sich abkühlt und bei diesem Process durch die frei werdenden Gase Eruptionen veranlasst. Im ersten Falle fliest die Lava durch allmähliche Hebung aus den Kratern heraus, im letzteren Falle entstehen grossartige Eruptionen, welche die über dem Becken gelagerten Stoffe auswerfen oder, wenn ein Durchbruch bei der Dicke der Erdkruste nicht möglich, grossartige Erschütterungen, die Erdbeben hervorrufen. Da die Erdkruste in der heissen Zone am dünnsten ist, so erklären sich auch die gewaltigen Erdbeben in derselben, während in den nördlichen Zonen, wo die Spaltungen und Becken weiter von der Oberfläche entfernt sind, nur geringe Erder-

schütterungen stattfinden können. Eine vollständige Harmonie hat der erwähnte Dr. Falb zwischen der Theorie und den Beobachtungen constatirt und ergiebt erstere die Zeit der grössten Fluth: 1) Neuer oder Vollmond. 2) Grösste Nähe des Mondes an der Erde. 3) Stellung des Mondes im Aequator. 4) Gleiche Declination von Sonne und Mond. 5) Grösste Sonnennähe der Erde und 6) Stellung der Sonne im Aequator (März und September). So prophezeit Dr. Falb in jedem Jahre heftige Erdbeben und bekommt aus Süd-Amerika und West-Indien stets die Nachricht, dass das Erdbeben an dem voraus-bezeichneten Tage eingetroffen ist. Die Zeitungen El Nacional, Valparaisa und West-Coast-Mail bestätigen die Erdbeben von Iquique, Arequipa, Tacna, Callao, Molendo, Lima etc. und ist dort Jeder von der Unfehlbarkeit des deutschen Astronomen Dr. Falb überzeugt.

In der Sitzung am 30. April 1874, mit welcher das 36. Stiftungs-Fest des Vereins verbunden wurde, hielt der Secretär der Philomathie, Herr Reallehrer Dr. Metzer, einen Vortrag „über die deutsche Kaiser-Idee und deren historische Entwicklung.“

In Anknüpfung an die welthistorische Thatsache der Wiedererneuerung des deutschen Reichs durch den Kaiser und König Wilhelm den Siegreichen sprach der Vortragende über Entstehung, Weiterentwicklung, Blüthe und Untergang des deutschen Kaiserthums und seine Wiederaufrichtung durch die Hohenzollern. Es wurde die Entstehung des deutschen Kaiserthums aus dem römischen nachgewiesen und insbesondere gezeigt, wie Karl der Grosse, der erste Kaiser Deutschlands, die Kaiseridee auffasste. Hierauf folgte eine Erörterung derjenigen Momente der Kaiseridee, welche für die gedeihliche Entwicklung Deutschlands verderbenbringend waren. Nach Ansicht des Vortragenden sind dies folgende 2: Das Trachten nach Welt-herrschaft und die Vorstellung einer religiösen, der päpstlichen analogen Weihe. Inwiefern die einzelnen Kaiserdynastien die Idee eines theokratischen Weltkaiserthums durchzuführen suchten und dabei alle scheiterten, so zwar, dass schliesslich das Kaiserthum unterging, wurde von dem Vortragenden in eingehender histor.-politischer Betrachtung nachgewiesen. Zuletzt besprach Herr Dr. Metzer die Wiederaufrichtung des Kaiserthums durch die Hohenzollern als eines ächt nationalen, in dessen Idee der Gedanke des mittelalterlichen theokratischen Weltkaiserthums überwunden sei.

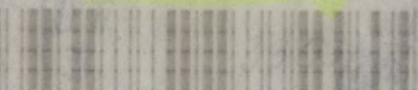


Berichtigungen.

- S. 35 ist am Schlusse des Aufsatzes „über E. v. Hartmanns Philosophie des Unbewussten“ der Name des Verfassers Dr. Melzer weggeblieben.
S. 72 lies *παραλλαξις* statt *παράλλαξις*.
S. 78 Zeile 17 von oben fehlt die Jahreszahl 1872.
S. 78 Zeile 25 von oben lies wie statt von.
-

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3303/XVIII



013-003307-18-0